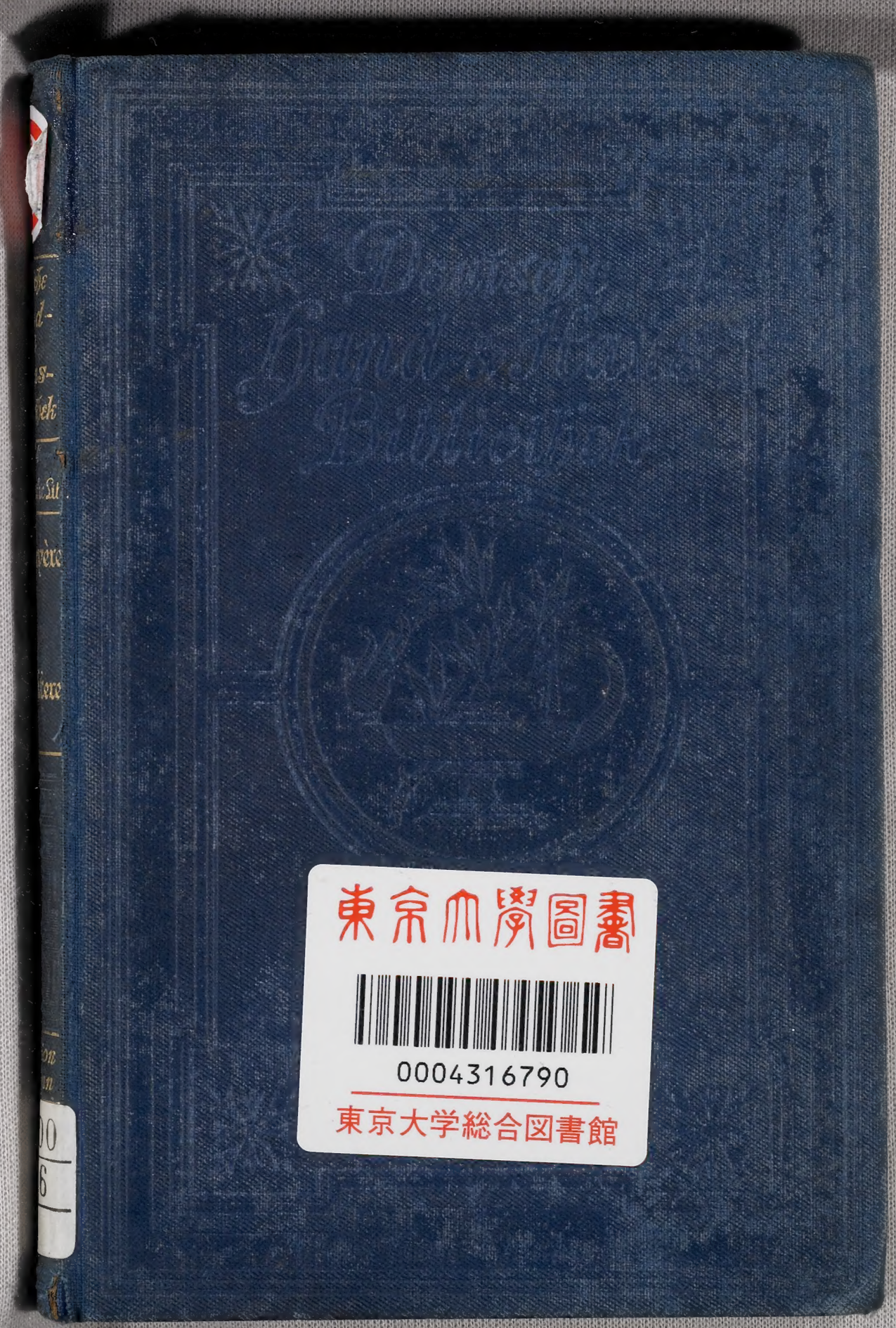

東京大學圖書
0004316790
東京大学総合図書館

E300
396

Collection Spemann

La Bruyères Werke

I

Die Charaktere

oder

Die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV.

1936

Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen
von
Dr. Richard Hamel

Erster Band

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Einleitung.

Jean de Labruyère, einer der geistvollsten Schriftsteller der Weltlitteratur, wurde im August 1645 zu Paris geboren. Dies ist erst in neuerer Zeit durch Jal festgestellt worden, während man früher ohne jeden Grund annahm, sein Geburtsort sei Dourdan oder ein Dorf in der Nähe dieser Stadt. Die sozusagen angeborene minutiöse Vertrautheit Labruyères mit allem, was Paris betrifft, hätte freilich von vornherein eine solche Annahme bedenklich erscheinen lassen müssen; indes, sie wurde vielleicht gerade des auffallenden Gegensatzes wegen, in welchem sie mit dem Inhalt des Buches stand, geglaubt. Denn einen Nachweis zu geben, daß der Autor frühzeitigst nach Paris gekommen sei, versäumte man nicht minder. Ueberhaupt weiß man, trotz der eingehendsten Durchforschung des Werkes Labruyères selbst, über sein Leben sehr wenig wirklich Authentisches. Nicht einmal der Tag seiner Geburt ist sicher zu ermitteln. Nach dem wieder aufgefundenen Taufzeugnisse wurde er am Montag, den 17. Aug. 1645 in der Kirche St. Christoph zu Paris getauft. Demgemäß gibt sein Todeszeugnis, als er am 10. Mai 1696 zu Versailles starb, sein Alter auf „ungefähr sechzig Jahre“ an; er wurde, wenn man seine Geburt einen Tag vor der Taufe annimmt, fünfzig Jahre neun Monate und sechs Tage alt.

Wir folgen in der nachstehenden kurzen Notiz einem der bedeutendsten Labruyère-Forscher, G. Servois.

Der Verfasser der Charaktere stammte aus einer Pariser Bürgerfamilie. Sein Vater war Kontrolleur der Einnahmen der Stadt Paris; seine Mutter hieß Elisabeth Hamouyn. Der Sohn wurde Rechtsgelehrter und Advokat am Parlament zu Paris. Im Alter von 28 Jahren aber kaufte er sich das Amt eines Schatzmeisters von Frankreich zu Caen, eine sehr bequeme Stellung, die ihm den Aufenthalt in Paris gestattete und ihm völlige Muße zu seinen Studien ließ. Bald darauf empfahl ihn Bossuet dem großen Condé, der ihn zum Geschichtslehrer seines Enkels, des „M. le Duc", eines Sohnes des Prinzen von Condé, berief. Der Schüler zeigte sich leider des Lehrers wenig würdig. Durch die Uebernahme dieser Stellung aber, die ihn dauernd an das Haus Condé fesseln sollte, lernte Labruyère die Menschen seiner Zeit, besonders die Hofleute, aufs allerbeste kennen. Die Bescheidenheit seiner Stellung gestattete ihm überall, zu Versailles wie zu Chantilly, den stillen Beobachter zu machen. Was er hörte, sah und las, was ihm unter den Bürgern von Paris und unter den Hofleuten begegnete, verarbeitete er zu der Fülle jener kostbaren Charakterschilderungen, Reflexionen und Maximen, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Wiewohl der große Condé das Erscheinen des Buches nicht mehr erlebte, so hat Eduard Fournier, der Verfasser eines ausführlichen Kommentars, welcher alle Anspielungen Labruyères auf die Personen und Verhältnisse seiner Zeit aufzuklären sich bemüht („La Comédie de La Bruyère". Paris, Dentu 2. Aufl. 1872, 2 Teile), wohl recht mit der Annahme, jener große Kriegs- und Staatsmann, Welt- und Menschenkenner habe Einfluß auf das Buch gehabt. Die Bemerkungen und Darstellungen entstanden nach und nach, und Labruyère bemühte sich bald, sie unter gewisse Gesichtspunkte und Kapitel zu bringen. In allzu bescheidener Weise gab er sie dann endlich als Nachtrag zu einer von ihm angefertigten Uebersetzung der ihn besonders ansprechenden „Charaktere" des Theophrast heraus. Auf die Herausgabe bezieht sich eine

Anekdote, die Maupertuis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Berlin erzählte und die Formey, der ständige Sekretär der Berliner Akademie, in einer seiner „Akademischen Reden" aufbewahrt hat. Sie stellt die Uneigennützigkeit und damit den ganzen Charakter unseres Autors in das hellste Licht. „M. de La Bruyère, erzählte Maupertius, kam fast täglich zu einem Buchhändler namens Michallet, blätterte dort in den Neuigkeiten und unterhielt sich mit dem sehr netten Töchterchen des Buchhändlers, die er als seine kleine Freundin behandelte. Eines Tages zieht er ein Manuskript aus der Tasche und sagt zu Michallet: ‚Wollen Sie das hier nicht drucken? Ich weiß freilich nicht, ob Sie Ihre Rechnung dabei finden werden; aber würde das Buch Erfolg haben, so soll der ganze Ertrag meiner kleinen Freundin anheimfallen.' Es waren die „Charaktere". Der Buchhändler unternahm die Edition derselben und hatte das Buch kaum in den Handel gebracht, als es auch schon verkauft war, so daß er es mehrmals neu auflegen mußte. Ihm trug das Werk die Summe von zwei- oder dreimalhunderttausend Franks ein, die seine Tochter zur Aussteuer miterhielt, als sie sich sehr vorteilhaft verheiratete."

Das Buch erschien im Laufe des Jahres 1688 ohne den Namen des Verfassers und unter dem Titel: „Die Charaktere des Theophrast, aus dem Griechischen übersetzt, nebst den Charakteren oder Sitten dieses Jahrhunderts." Die erste Ausgabe umfaßte kaum den dritten Teil des vorliegenden Buches; eine zweite und dritte wurde noch im selben Jahre nötig, und Labruyère machte bei den neuen noch zu seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben immer neue Zusätze und gebrauchte immer wieder die Feile.

Der Herzog von Bourbon, der Schüler Labruyères, verheiratete sich 1685; der Autor aber blieb im Hause Condé in der Stellung eines Edelmanns bei dem Vater des jüngeren Herzogs, dem nach dem Tode des großen Condé der Titel Prinz zufiel. Unter diesem mächtigen Schutze konnte der Autor sich größeren Freimuts bedienen, und so trat denn auch die vierte Auflage, 1689, fast aufs doppelte vermehrt

ans Licht, und ebenso tragen die vier von 1690—1694 erfolgten Ausgaben noch die Spuren des Fleißes und der Beobachtungsgabe ihres Verfassers. Die achte Auflage enthielt überdies die Rede, die Labruyère bei seiner Aufnahme in die französische Akademie gehalten.

Es war ihm nicht leicht geworden, in dieser Körperschaft aufgenommen zu werden. Ehe er noch sein Buch herausgab, sagte man ihm, daß es ihm viele Leser, aber auch viele Feinde zuziehen würde. Die Bosheit versäumte es nicht, Namen zu nennen, wo Labruyère nur Andeutungen gemacht hatte, und seine Charakterschilderungen auf diesen und jenen zu beziehen, auf den sie der Autor gar nicht einmal bezogen wissen wollte, und mit Recht, denn er lieferte keine Porträte, sondern nahm die Züge, die ihm zu einer Schilderung zusammenzupassen schienen, von verschiedenen Persönlichkeiten. Dennoch mußten sich Gelehrte und Ungelehrte durch viele seiner Bemerkungen getroffen fühlen, und das Resultat seiner Bewerbung im Jahre 1791 war, daß die Mehrheit der Akademiker nicht ihn zum Nachfolger Benserades wählte, sondern einen damals beliebten, jetzt ganz verschollenen Poeten, der sich nicht einmal beworben hatte, Etienne Pavillon. Im Jahre 1693 erneuerte Labruyère seinen Versuch, und den Anstrengungen seiner Freunde und Gönner, eines Racine, Boileau, Regnier-Desmarets, gewiß auch dem Einfluß des Staatssekretärs Pontchartrain, dem er befreundet war, gelang es, ihn durchzubringen. Mit seiner Rede aber vergrößerte er die Zahl seiner Feinde lediglich, zog sich besonders durch sein freimütiges Urteil über Corneille den Haß des Bruders und des Neffen dieses großen Dichters zu, Thomas Corneilles und Fontenelles, von welchem letzteren er überdies schon eine Schilderung in den „Charakteren" gegeben hatte, die unverkennbar war. Und das damals erscheinende Journal, der „Mercure galant", zu dessen Redakteuren Fontenelle gehörte, mußte selbstverständlich nun gegen Labruyère Front machen. Ja, Fontenelle ging so weit, den Druck der Rede des Neurezipierten verhindern zu wollen, was ihm aber nicht glückte. Mehrere Monate nach der

Sitzung der Akademie antwortete Labruyère auf die Angriffe seiner Gegner, und diese Antwort ist die letzte Zugabe, die er zu seinem Buche machte. Ein paar Tage vor dem Erscheinen der neunten Auflage starb Labruyère so plötzlich zu Versailles am Schlagfluß, den 11. Juni 1696, daß man dem Gerüchte Glauben schenkte, seine Feinde hätten ihm Gift beigebracht.

Abbé Olivet schildert uns nach den Zeugnissen, die er gesammelt, Labruyère als einen Menschen, der vor allen Dingen in Ruhe über seinen Büchern und mit seinen Freunden leben wollte, und aus diesen wie jenen nur die besten sich erlas. Das Vergnügen suchte er weder, noch floh er es, stets bereit, sich einer anständigen Freude hinzugeben und selbst Veranlassung zu einer solchen zu schaffen; in seinem Betragen höflich, in seinen Reden klug und vorsichtig, und so voller Besorgnis, ehrgeizig zu erscheinen, daß er nicht einmal seinen Geist in der Unterhaltung glänzen lassen wollte. Saint-Simon nennt Labruyère, den er oft gesehen hatte, einen geistvollen Menschen, vorzüglichen Schriftsteller und großen Menschenkenner, außerdem einen sehr gebildeten Mann, der liebenswürdig im Umgange war, von schlichtem, jeder Pedanterie und Eigensucht abholdem Wesen.

Am besten freilich, sagen wir mit Servois, lernen wir Labruyère aus seinem Buche kennen, wo er uns seine Gedanken und Einfälle über alle menschlichen Vorkommnisse und Verhältnisse bietet. Anspielungen, die er auf sich selbst in seinem Werke macht, haben wir in unseren Anmerkungen treulich hervorgehoben, wie wir überhaupt an der Hand der beiden genannten Franzosen und aus unserer eigenen oft langwierigen Ueberlegung in Labruyère nicht selten anzutreffende Dunkelheiten aufzuklären und Anspielungen, wo es irgend nützlich schien, aufzuhellen uns bemühten. Die vom Uebersetzer herrührenden Anmerkungen befinden sich in eckigen Klammern []. Wir können uns deshalb hier auch kurz fassen, besonders, da wir eine wenigstens allgemeine Kenntnis der Zeit Ludwigs XIV. bei den Lesern eines Labruyère voraussetzen müssen.

Boileau warf Labruyère vor, daß sich keine Uebergänge in seinen Betrachtungen fänden. Diese aber wollte der Autor gerade vermeiden, um seinem Buche die größte Verbreitung zu sichern. Jede moralische Abhandlung würde die Leser zurück geschreckt haben. Uebrigens bemerkte Labruyère selbst auf diesen Vorwurf, daß wohl Plan und Ueberlegung in der Anordnung des Buches vorhanden seien. Es wäre schon darauf hingewiesen worden, daß von den sechzehn Kapiteln seines Werkes sich fünfzehn damit befaßten, das Falsche und Lächerliche, das sich in den Gegenständen der menschlichen Neigungen und Leidenschaften findet, nachzuweisen, und ihr einziger Zweck darin bestünde, alles, was die Erkenntnis Gottes verhindere, anfangs freilich nur schwäche, endlich aber ganz ersticke, für die Menschen aus dem Wege zu schaffen. So bereiteten sie nur auf das sechzehnte vor, das den Atheismus bekämpfe und vielleicht zum Verstummen bringe, ferner die Beweise vom Dasein Gottes, soweit sie von der Mehrzahl der Menschen überhaupt verstanden werden könnten, gebe und eine Art Theodicee biete. Wir müssen es unseren Lesern selbst überlassen, die Fäden, die im einzelnen oft die Abschnitte durch Kontrast oder Erweiterung, nähere Bestimmung des vorher Gesagten oder schärfere Beleuchtung desselben, kurz, durch eine vielfache Kunst der Darstellung verbinden, herauszufühlen und aufzuspüren. Darin besteht bei Labruyère nicht der kleinste Reiz der Lektüre. Ueberhaupt ist er wohl einer der kunstvollsten, ja künstereichsten Stilisten, die es überhaupt gibt, eine Uebersetzung seines Buches mithin ein überaus schwieriges Unternehmen. Vallery-Radot, einer der vielen Herausgeber der Charaktere, ruft aus: „Wollt ihr gewissermaßen ein Inventar des ganzen Reichtums unserer Sprache aufstellen; wollt ihr alle Wendungen und Ausdrücke, alle Kraft und Lebendigkeit, alle Figuren derselben, alle Mittel, die sie dem geistvollen Schriftsteller an die Hand gibt, kennen lernen, so ist es nicht nötig, daß ihr hundert und abermals hundert Bände durchgeht, — leset Labruyère und leset ihn immer aufs neue!“ Kein Wunder daher, daß erst zwei Versuche existieren, diesen überaus schwierigen Schriftsteller ins

Deutsche zu übertragen; der erste, der sich sogar bloß auf die letzten Kapitel erstreckt und in theologischer Absicht unternommen wurde, von J. J. Gottlob von Ende, Superintendent in Dresden, 1739; der andere von dem bekannten Uebersetzer Karl Eitner (Leipzig im Verlage des bibliographischen Instituts, mit einer sehr verständigen und ausführlichen Einleitung versehen). Eitner ist somit der erste, dem das Verdienst gebührt, den Autor, den die Franzosen selbst für einen ihrer geistvollsten halten und der besonders wieder in neuerer Zeit von ihnen geehrt und geschätzt wird, in der deutschen Sprache wiedergegeben zu haben. Aber auch er hat die Charaktere nicht vollständig übersetzt, eine ganze Anzahl Stücke und Sätze fehlen. Im übrigen ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, an wie vielen und schweren Fehlern die Eitnersche Uebersetzung leidet; wie sie den Autor öfters ganz falsch interpretiert, öfters ihm das Gegenteil dessen, was er meint, in den Mund legt, öfters absolut unverständlich ist, öfters auch ganz unerlaubte Flüchtigkeiten aufweist, (sainteté : Gesundheit, limer : leimen, lime : Leim, u. dgl. m.), ganz abgesehen davon, daß sie kaum versucht dem Stil des Originals gerecht zu werden. Trotz alledem findet sich in dieser Uebersetzung, zu deren Entschuldigung es dienen muß, daß sie noch keine Vorgänger hatte, die ihrerseits schon manchen Stein aus dem Wege gewälzt hätten, manches Treffende, und an solchen Stellen haben wir nicht gezögert, das, was wir selbst nicht so gut getroffen zu haben schienen, gegen die bessere Wendung des Vorgängers zu vertauschen. Dies ist ja der beste Lohn, den ein Uebersetzer für seine Mühe beanspruchen kann, und auf diese Weise allein entsteht allmählich eine klassische Uebertragung. Aber die Hauptmühe blieb uns allein doch vorbehalten und auch wir müssen gestehen, daß wir uns nur schweren Herzens von der Arbeit trennen, überzeugt, zwar wohl überall dem Sinn und Gedanken des Autors gerecht geworden zu sein, aber nicht so überall dem Geiste unserer Muttersprache. An der Uebersetzung eines Buches, das die Franzosen selbst zu der schwierigsten Lektüre in ihrer eigenen Sprache rechnen, kann man jahrelang feilen, und wenn wir

uns auch rühmen dürfen, von Jugend auf Labruyère geliebt zu haben — ein paar Stücke aus ihm hat der Uebersetzer schon seiner Dichtung „Ein Wonnejahr", 1879, Wilh. Werther, Rostock i. M., einverleibt — so blieb uns doch nicht Muße genug, um alles so auszudrücken und zu stilisieren, wie wir es wohl gewünscht hätten. Eine vielfache Verbesserung der vorliegenden Uebersetzung ist also nicht ausgeschlossen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Zählung der einzelnen Abschnitte von uns herrührt, zur leichteren Hinweisung in den Anmerkungen, und daß die von dem Autor als enger zusammenhängend betrachteten Bemerkungen immer unter eine Nummer gebracht sind. Der Text, den wir zu Grunde legten, ist derjenige der großen Ausgabe des Labruyère: „Oeuvres, nouvelle édition revue sur les plus anciennes impressions et les autographes et augmentée de morceaux inédits, de variantes et de notices, de notes, d'un lexique des mots et locutions remarquables, d'un portrait, d'un fac-simile, etc., par M. G. Servois. 3 vol. in 8° et un album. Brochés. Paris. Librairie Hachette et Cie.

Dr. **Richard Hamel.**

Vorwort des Verfassers.

Admonere voluimus, non mordere: prodesse, non laedere: consulere moribus hominum, non officere. Erasmus.

Ich gebe hiermit dem Publikum wieder, was es mir geliehen hat. Ich habe von ihm den Stoff zu diesem Werke entlehnt, und nachdem ich dasselbe mit aller Achtung vor der Wahrheit, deren ich nur fähig bin und die ich dem Publikum schulde, vollendet habe, ist es billig, ihm meine Schuld zurückzuerstatten. Es kann nun mit Muße das Gemälde betrachten, das ich von ihm nach der Natur entworfen habe, und falls es sich in einigen der von mir berührten Fehler wiedererkennt, sich darin bessern. Diesen Zweck allein soll man sich beim Schreiben vorsetzen, wenn man sich auch am wenigsten Erfolg davon versprechen darf. Aber man muß, da die Menschen der Untugenden nicht überdrüssig werden, auch nicht ablassen, sie ihnen vorzurücken; sie würden vielleicht noch schlimmer werden, wenn es ihnen einmal an Sittenrichtern und Tadlern fehlte; aus diesem Grunde eben predigt und schreibt man. Freilich können Schriftsteller und Redner die Freude über den erworbenen Beifall nicht unterdrücken; aber sie müßten über sich selbst erröten, falls sie mit ihren Reden und Schriften nur Lob gesucht hätten; auch beruht der sicherste und unzweideutigste Beifall in der sittlichen Umwandlung und Besserung ihrer Leser und Hörer. Nur

mäßigen durch den Namen Geltung zu geben, den man schon erworben.

5) Ein Werk satirischen Inhalts oder voller Anspielungen auf allerlei Vorgänge, das unter dem Mantel größter Verschwiegenheit im Manuskript von Hand zu Hand geht und ebenso wieder dem Autor zugestellt werden soll, erregt trotz entschiedener Mittelmäßigkeit erstaunliches Interesse. Am Druck scheitert es.

6) Wenn man von vielen moralischen Werken den Vorbericht für den Leser, die Zueignungsschrift, die Vorrede, das Inhaltsverzeichnis und die Druckgenehmigung fortnimmt, so bleiben kaum Seiten genug übrig, um den Namen eines Buches zu verdienen.

7) In gewissen Dingen ist die Mittelmäßigkeit unerträglich; so in der Poesie, Musik, Malerei und den öffentlichen Reden.

Welche Qual, eine frostige Rede pomphaft deklamieren oder mittelmäßige Verse mit aller Emphase eines schlechten Poeten vortragen zu hören!

8) Gewisse Dichter lieben im Drama lange Reihen pomphafter Verse, die scheinbar nachdrücklich, erhaben, und hohen Gefühles voll sind. Das Volk hört mit großen Augen und offenem Munde begierig zu, glaubt, das gefalle ihm, und bewundert desto mehr, je weniger es versteht; es nimmt sich keine Zeit zum Atmen, ja kaum zu jubeln und Beifall zu rufen. Ich habe früher wohl, besonders als ich noch sehr jung war, geglaubt, diese Stellen seien den Schauspielern und den Zuhörern im Parterre und auf der Galerie klar und verständlich, und die Verfasser verstünden sich selbst auch; es läge mithin bei aller Aufmerksamkeit, die ich ihrem Vortrage schenkte, nur an mir die Schuld, nichts davon zu verstehen. Aber ich bin anderen Sinnes geworden. [Labruyère hat hier besonders wohl Corneille im Auge gehabt, der dem Schauspieler Baron gelegentlich folgender vier Verse aus „Titus und Berenice“ Akt I, Szene 2:

„Faut-il mourir, madame? et, si proche du terme,
Votre illustre inconstance est-elle encore si ferme
Que les restes d'un feu que j'avais cru si fort
Puissent dans quatre jours se promettre ma mort?“

gestand, er verstände sie selbst nicht mehr, doch möchte Baron sie nur getrost rezitieren, je weniger verständlich sie seien,

desto mehr würden sie bewundert werden. Auch Lope de Vega war es mit einem seiner Sonette so gegangen.]

9) Man hat bis jetzt schwerlich ein geistiges Meisterwerk gesehen, welches das Werk mehrerer wäre. Homer allein hat die Iliade geschaffen, Virgil die Aeneide, Titus Livius seine Dekaden und der römische Redner seine Reden. [Der römische Redner: Cicero, den L. sehr hoch schätzte; vgl. Kap. 16, Nr. 21. — Zu des Autors Zeit hatten Corneille, Molière und Quinault (1671) die Tragikomödie Psyche zusammen verfaßt, ebenso die „Idylle sur la paix“ und die „Eglogue de Versailles“ 1685. Racine und Boileau, die ihr Amt als Hofhistoriographen schon zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigte, hatten außerdem 1680 den Text einer Oper zusammen zu verfertigen versucht. Aber „Meisterwerke“ sind solche Arbeiten mehrerer bis auf den heutigen Tag nicht.]

10) Es gibt in der Kunst einen Grad der Vollendung, wie es in der Natur einen Grad der Tauglichkeit oder der Reife gibt. Wer seiner inne wird und ihn liebt, der besitzt einen vollkommenen Geschmack. Wer ihn aber nicht empfindet und das nach beiden Seiten hin Abweichende gern hat, dessen Geschmack ist mangelhaft und unausgebildet. Mithin existiert ein guter und ein schlechter Geschmack und man streitet also mit gutem Grunde über Geschmacksverschiedenheiten.

11) Es findet sich unter den Menschen weit mehr Empfänglichkeit als Geschmack, oder besser gesagt, es gibt wenig Menschen, deren geistige Auffassung von sicherem Geschmacke und urteilsvollem kritischen Blicke geleitet würde.

12) Das Leben der Helden hat der Geschichte reichen Stoff geliefert, und die Geschichte hat den Thaten der Helden Glanz verliehen. Ich bin demnach im Zweifel, wer dem andern mehr verpflichtet ist: die Geschichtschreiber denen, die ihnen so edlen Stoff darboten, oder jene großen Männer ihren Geschichtschreibern.

13) Beiwörterschwulst entstellt das Lob. Thaten müssen sich selbst loben, auch in der Art, wie man sie darstellt.

14) Das ganze Geschick eines Autors besteht in scharfer Begrenzung und treffender Zeichnung. Moses (selbst wenn man ihn nur als menschlichen Schriftsteller auffaßt), Homer, Plato, Virgil, Horaz übertreffen andere Autoren nur durch die Kunst des rechten Ausdrucks und der bildlichen Darstel-

lung. Man muß das Wesen zum Ausdruck bringen, um natürlich, nachdrücklich und gewählt zu schreiben.

15) Man hat mit dem Stil wie mit der Baukunst verfahren müssen. Man hat die Gotik gänzlich aufgegeben, die von der Barbarei für die Paläste und Tempel eingeführt war; man hat sich der dorischen, ionischen und korinthischen Ordnung wieder zugewandt. Was man nur noch in den Ruinen des ehemaligen Roms und des alten Griechenlands erblickte, tritt in unseren Säulengängen und Säulenhallen modern geworden wieder ans Licht. Ebenso können wir in der Litteratur nur durch Nachahmung der Alten das Vollendete erreichen und sie womöglich überflügeln. [Die Baudenkmäler des Mittelalters waren für L. wie für alle seine Zeitgenossen Denkmäler barbarischen, d. h. hier wohl im ursprünglichen Sinne des Worts nichtheimischen Geschmacks und Ursprungs, mochten sie nun gotisch oder romanisch sein.]

Wieviel Jahrhunderte sind verflossen, ehe die Menschen in Wissenschaft und Kunst wieder zum Geschmacke der Alten zurückzukehren und Einfachheit und Natürlichkeit wieder zu gewinnen vermochten!

Man nährt sich von den alten und den besten neueren Autoren; man preßt sie aus, zieht möglichst viel von ihnen und bauscht aus ihnen seine Werke auf, und wenn man endlich ein wirklicher Schriftsteller geworden ist und ganz selbstständig zu gehen sich getraut, dann wendet man sich gegen sie und nimmt sie übel mit, ganz wie die flüggen und von der guten Milch, die sie gesogen haben, kräftig gewordenen Kinder, die nach ihrer Amme schlagen. [In dem „Streite zwischen den Alten und Modernen", der damals die litterarische Welt bewegte, tritt L. für die Alten ein, obwohl er auch den Neueren Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine Gegner, Fontenelle u. a., waren wütende Anhänger der modernen.]

Ein moderner Autor beweist, daß die Alten hinter uns zurückstehen, gewöhnlich auf zweierlei Weise; durch Gründe und Beispiele. Die Gründe aber entnimmt er seinem besonderen Geschmacke und die Beispiele seinen eigenen Werken.

Er gibt zu, daß die Alten, so ungleich und wenig korrekt sie auch seien, doch schöne Züge enthalten; er führt dieselben an, und sie sind so schön, daß man um ihretwillen seine Kritik liest.

Einige der besten Autoren sprechen sich zu gunsten der Alten und gegen die Modernen aus. Aber man kann ihnen darin nicht trauen; sie scheinen in eigener Sache zu richten, so sehr sind ihre Werke im Geschmack des Altertums verfaßt. Ihr Zeugnis ist also abzulehnen. [Man bezieht diese Bemerkung besonders auf Racine und Boileau.]

16) Man sollte seine Werke nur denen vorlesen mögen, die Verständnis genug besitzen, um Verbesserungen machen und ihren Wert schätzen zu können.

Bei seinem Werke weder guten Rat noch Verbesserungsvorschläge annehmen wollen, ist eine Pedanterie.

Ein Schriftsteller muß mit gleicher Mäßigung Lob und Tadel über seine Werke hinnehmen.

17) Unter all den verschiedenen Ausdrücken, die einen bestimmten Gedanken, den wir haben, wiedergeben, gibt es nur einen einzigen, der treffend und treu ist. Man kommt nicht immer darauf, mag man gerade sprechen oder schreiben. Und doch existiert er wirklich, und alle anderen Ausdrücke sind gegen ihn schwach und genügen einem feinsinnigen Manne nicht, der sich verständlich machen will.

Ein guter und sorgfältig arbeitender Schriftsteller sieht oft, daß der ihm unbekannte Ausdruck, den er so lange gesucht und endlich gefunden hat, der einfachste und natürlichste ist, der sich eigentlich zuerst und ungezwungen hätte einstellen müssen.

Schriftsteller, die aus ihrem eigenen Innern schöpfen, müssen an ihren Werken immer wieder ändern. Denn da die Eingebungen desselben nicht immer beständig sind, sondern je nach Veranlassung bei ihnen wechseln, so erkalten sie bald gegen die Ausdrücke und Wendungen, die ihnen am meisten gefielen.

18) Dieselbe Klugheit und Einsicht, die uns Treffliches in die Feder gibt, macht uns auch besorgt, es sei noch nicht trefflich genug, um lesenswert zu sein.

Ein mittelmäßiger Kopf glaubt göttlich zu schreiben: — ein guter vernünftig.

19) Man hat mich vermocht, sagt Arist, meine Werke dem Zoilus vorzulesen. Anfangs ergriffen sie ihn, und ehe er noch Zeit hatte, sie schlecht zu finden, hat er sie in meiner Gegenwart ziemlich gelobt, seitdem aber vor niemandem mehr. Ich nehme ihm das nicht übel, ja, ich erwarte es bei

Gefühlen geschieden sind, die Vornehmen und das geringere Volk. Sie wissen ihn alle übereins auswendig und können im Theater den ihn aufführenden Schauspielern im Texte zuvorkommen. Kurz, der Cid ist eins der schönsten Dichtwerke, die man nur schaffen kann, und doch ist eine der besten Kritiken, die je über ein Werk verfaßt wurden, die über den Cid. [Corneilles Cid erregte die Eifersucht des Kardinals Richelieu, der die französische Akademie zu einer scharfen Kritik desselben nötigte. Boileau sagt in seiner IX. Satire, V. 231 ff.: „Vergebens verschwört ein Minister sich gegen den Cid: — Ganz Paris hat für Chimene die Augen Rodrigos; — Die gesamte Akademie mag ihn kritisieren, so viel sie will, — Erregt beharrt das Publikum bei seiner Bewunderung.“ Die „beste Kritik“ war die der Akademie über den Cid gerade nicht. Labruyère sagt dies auch wohl nur der Antithese wegen.]

31) Erhebt ein Werk euren Geist und flößt euch edle und hochherzige Gefühle ein, so spürt nicht erst nach einem andern Maßstab für die Beurteilung desselben: — es ist vortrefflich und von Meisterhand geschaffen.

32) Capys wirft sich zum Richter des guten Stils auf und glaubt wie Bouhours und Rabutin zu schreiben; er kehrt sich nicht an das Urteil des Volks und behauptet ganz allein: Damis ist kein guter Schriftsteller. Damis schließt sich der Menge an und sagt ganz unbefangen mit dem Publikum: Capys ist ein elender Schriftsteller. [Bouhours, geb. 1628, † 1702, Jesuit, im 17. und 18. Jahrhundert sehr geschätzt, auch in Deutschland wegen seiner Behauptung, ein Deutscher könne kein Schöngeist sein, oft genannt und angegriffen. In seinen „Pensées ingénieuses des anciens et des modernes“ hatte er die Charaktere mehrmals genannt. — Roger de Rabutin, Comte de Bussy, 1618—1693, der geistreiche Vetter der Frau de Sévigné, schrieb allgemein beliebte Briefe.]

33) Die Pflicht des Neuigkeitskrämers ist es mitzuteilen: „Dies und das Buch wird stark begehrt, bei Cramoisy ist es gedruckt, in der und der Schriftart; der Einband ist gut, das Papier schön, so und so viel kostet es.“ Selbst die Marke des Buchhändlers zu kennen, gehört sich für ihn; eine Narrheit begeht er, wenn er es kritisieren will. [Labruyère will mit dieser und den folgenden Reflexionen nicht sowohl die Journale treffen, die sich, wie das Journal des Savants vor 1666, bisweilen Kritiken gestatteten, eine „Tyrannei“, welcher der in jenem Jahre die Leitung des genannten Journals übernehmende Abbé Gallois feierlichst abschwur, sondern die Schwätzer der Gesellschaftszimmer und öffentlichen Orte. Uebrigens gab es zu seiner Zeit außer dem „Journal des Savants“ nur noch den „Mercure galant“, aber er meint hier diese nicht. — Cramoisy: berühmte Pariser Buchhändler- und Buchdrucker-Familie. — Die Bücher kamen fast nie anders als gebunden in den Verkauf.]

Die erhabenste Seite des Neuigkeitskrämers ist die politische Kannengießerei.

Der Neuigkeitskrämer legt sich abends stillvergnügt mit einer Neuigkeit zu Bette; über Nacht aber wird sie schon abgestanden und morgens beim Aufwachen kann er sie nicht mehr an den Mann bringen.

34) Der Philosoph verwendet sein Leben auf die Beobachtung der Menschen und verbraucht seine geistige Kraft zur Erkenntnis ihrer Laster und Thorheiten. Nicht sowohl aus Schriftstellereitelkeit gibt er seinen Gedanken eigenartige Wendungen, als um eine gefundene Wahrheit in all das nötige Licht zu rücken, daß sie des seiner Absicht dienenden Eindrucks nicht verfehlt. Manche Leser glauben jedoch mit der schulmeisterlichen Versicherung, sie hätten sein Buch gelesen und es sei auch geistreich, ihm reichlich zu entgelten; er aber weist alle ihre lobenden Bemerkungen zurück; nach diesen hat er mit seiner Arbeit und seinen Nachtwachen nicht gestrebt. Er verfolgt höhere Pläne und ist für einen erhabeneren Zweck thätig; er ringt nach einem bedeutenderen und selteneren Erfolg bei den Menschen, als ihm ihr Lob und selbst ihre Belohnungen gewähren können: — er will sie bessern.

35) Einfältige lesen ein Buch und verstehen es nicht. Die Mittelmäßigkeit glaubt es vollständig zu verstehen. Geistig bedeutende Menschen verstehen es mitunter nicht völlig; sie finden dunkel, was dunkel ist, wie sie das Klare klar finden. Schöngeister wollen Dunkelheiten finden, wo sie nicht sind, und höchst Verständliches nicht verstehen.

36) Ein Autor sucht mit seinem Werke vergeblich Bewunderung. Tröpfe bewundern manchmal, aber es sind Tröpfe. Bedeutende Menschen bergen in sich selbst die

einigung feiner und sinnreicher Moral und schmutziger Verderbtheit. In seinen schlechten Teilen übertrifft sein Buch noch weit das Schlimmste und ist das Entzücken des Pöbels; wo es gut ist, erhebt es sich bis zum Vortrefflichsten und Ausgezeichneten, und kann dann für die feinste Kost gelten.

44) Zwei Schriftsteller haben in ihren Werken Montaigne getadelt. Auch ich halte ihn, wie sie, nicht von jedem Vorwurf frei. Jene beiden aber, scheint es, haben ihn in keiner Hinsicht geschätzt. Der eine von ihnen dachte nicht genug, um an einem Autor Geschmack zu finden, der viel denkt; der andere denkt zu spitzfindig, um an Gedanken Behagen zu finden, die sich einfach und natürlich darbieten. [Montaigne, Nicolas, der unsterbliche Verfasser der „Essais“, 1533 — 1592, Labruyères Liebling. — Unter dem spitzfindigen Kritiker wird Malebranche, der Cartesianer, verstanden 1638 — 1715, der Montaigne in seiner Schrift „Recherche de la vérité“ getadelt hat. Der Gedankenlosere ist entweder Nicol, 1625—1695, oder wahrscheinlicher Balzac, der zwei „Entretiens“ Montaigne widmete, worin er ihn kritisiert.]

45) Eine würdevolle, ernste und gewissenhafte Schreibart verleiht dauernden Wert. Man liest noch Amyot und Coeffeteau — wen liest man von ihren Zeitgenossen? Balzac ist nach Wort und Ausdruck weniger veraltet als Voitüre; aber wenn der letztere rücksichtlich seiner Darstellung, seiner Auffassung und seines Wesens nicht zeitgemäß ist und in keiner Beziehung den heutigen Schriftstellern gleicht, so kommt dies daher, daß es leichter für sie war, sich um ihn nicht zu kümmern, als ihn nachzuahmen, und daß die kleine Zahl der ihm Nachstrebenden ihn nicht erreichen kann. [Jacques Amyot, 1513—1593, zuerst Diener am Kolleg zu Navarra, dann Lehrer der Kinder Heinrichs II., Großalmosenier von Frankreich und Bischof von Auxerre, Uebersetzer Plutarchs und der griechischen Romane von Heliodor und Longus. — Nicolas Coeffetau, 1574—1623, Bischof von Marseille, gelehrter Theolog und berühmter Prediger, Verfasser einer großen Zahl von Arbeiten, besonders einer römischen Geschichte.]

46) Der „Mercure galant“ steht unmittelbar noch unter dem Nichts. Viele andere Werke gleichen ihm. Es gehört ebensoviel Erfindungskraft dazu, sich durch ein einfältiges Buch geistig zu bereichern, als es Beschränktheit verrät, wenn man es kauft. Doch kennt man den Geschmack der Menge

wenig, wenn man ihm bisweilen nicht gründliche Abgeschmacktheiten zu bieten wagt. [„Le Mercure galant“, Monatsschrift, seit 1672 erscheinend, hatte Partei für Corneille gegen Racine und für die Neueren gegen die Alten ergriffen, und war ein wütender Feind Labruyères. Thomas Corneille und der von L. auch mitgenommene Fontenelle waren Mitarbeiter am Merkur.]

47) Man sieht deutlich, daß die Oper die Skizze eines großen Schauspiels ist; sie bietet die Idee eines solchen. [Diese kritische Bemerkung ebenso wie die folgenden sind gegen die Akademie der Musik gerichtet, die von Lulli bis zu seinem Tode (1686) und nach ihm von seinem Schwiegersohn geleitet wurde. Boileau, Racine, La Fontaine, Saint Evremond hatten die Oper auch nicht gern; sie verurteilten die ganze Gattung derselben.]

Ich begreife nicht, wie es der Oper trotz einer so vollkommenen Musik und einer in jeder Hinsicht königlichen Ausstattung hat gelingen können, mich zu langweilen.

Es gibt Stellen in der Oper, die den Wunsch nach anderen rege machen; bisweilen entsteht jedoch unwillkürlich der, das ganze Schaustück möchte zu Ende gehen, und zwar weil es an Dekorationen, Handlung und anziehenden Begebenheiten mangelt.

Die Oper ist bis auf den heutigen Tag keine Dichtung, es sind Verse; auch kein Schauspiel, seitdem die Dekorationen durch die sparsame Wirtschaft Amphions und seiner Sippe verschwunden sind; sie ist ein Konzert oder eine Anzahl Stimmen, die von Instrumenten getragen werden. Man verläßt die richtige Fährte und pflegt einen schlechten Geschmack, wenn man, wie es geschieht, behauptet, die Dekoration sei nur Kinder zu vergnügen da und schicke sich nur für das Puppenspiel; nein, sie erhöht die Erdichtung und macht sie schöner, unterhält in den Zuschauern jene liebliche Täuschung, die den Hauptreiz des Theaters bildet, und verleiht dem letzteren auch noch den Zauber des Wunderbaren. Die beiden „Berenices“ und das Stück „Penelope“ haben keine Flugmaschinen, Prachtwagen und Dekorationswechsel nötig, wohl aber die Opern; gerade das Charakteristische dieses Bühnenerzeugnisses ist, Geist, Auge und Ohr in gleicher Spannung zu erhalten. [Amphion und seine Sippe: Lulli und seine Familie; sie vereinfachten die Dekorationen in der Oper. —

Entwicklungen. Denn er fügte sich nicht immer dem Geschmack der Griechen und ihrer großen Einfachheit; er liebte es vielmehr, die Ereignisse auf der Bühne zu sehr anzuhäufen, ging aber stets mit Erfolg daraus hervor: besonders bewunderungswürdig, wenn man auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit und die geringe Aehnlichkeit sieht, die sich bezüglich des Planes unter der großen Anzahl der von ihm geschaffenen Dichtungen findet. Racines Stücke scheinen einander ähnlicher zu sein und ein wenig mehr auf ein und dasselbe hinauszulaufen; aber er ist gleichmäßig, bewahrt einen Charakter, ist überall stets derselbe, ob man auf Plan und Behandlung seiner Stücke sieht, die, nach den Gesetzen und Regeln der Kunst verfaßt, sich innerhalb der gesunden Vernunft und der Natur halten; oder auf seine Versifikation, die korrekt, reich an Reimen, elegant, voller Rhythmus und Harmonie ist. Ein genauer Nachahmer der Alten, ist er ihnen gewissenhaft in der Klarheit und Einfachheit der Handlung gefolgt, während man selbst das Große und Wunderbare bei ihm, wie beim Corneille, und auch das Rührende und Pathetische nicht vermißt. Gibt es zärtlichere Gefühle, als die, womit der ganze Cid, Polyeucte und die Horazier erfüllt sind? Welche Hoheit gibt sich nicht im Mithridates kund, im Porus und Burrhus? Auch die beiden Lieblingsaffekte der Alten, welche die Tragiker so gern auf den Theatern erregten, Schrecken und Mitleid, waren unsern beiden Dichtern bekannt. Orestes, in der Andromache von Racine, und Phädra von demselben Autor, sowie Oedipus und die Horazier von Corneille, beweisen dies. Ist es jedoch erlaubt, einen Vergleich zwischen beiden zu ziehen und beide durch ihre charakteristischste und in ihren Werken am häufigsten auftretende Eigentümlichkeit zu bezeichnen, so könnte man vielleicht so sagen: Corneille überwältigt uns durch seine Charaktere und seine Ideen, Racine richtet sich nach den den unserigen; jener stellt die Menschen dar, wie sie sein sollten, dieser schildert sie, wie sie sind. Der erstere bietet mehr das, was man bewundert und was man selbst nachahmen soll; der letztere mehr das, was man bei den anderen wiedererkennt oder an sich selbst erfährt. Der eine erhebt, setzt in Erstaunen, meistert, belehrt; der andere gefällt, bewegt, rührt, durchdringt uns. Die schönsten, edelsten, gewichtigsten Motive der Vernunft handhabt der erstere; der

letztere die schmeichlerischsten und feinsten Motive der Leidenschaft. Bei jenem trifft man Grundsätze, Regeln, Vorschriften; bei diesem Geschmack und Gefühle. Man wird mehr gefesselt bei Corneilles Stücken, mehr erschüttert und gerührt bei denen Racines. Corneille idealisiert, Racine realisiert mehr. Der eine scheint dem Sophokles nachzuahmen, der andere dem Euripides mehr zu verdanken. [Diese berühmte Parallele schrieb Labruyère 1687. Später erblich seine Bewunderung vor Corneille mehr, vergl. Nr. 8. In der Rede bei seiner Aufnahme in die Akademie 1693, sprach er es sogar aus, daß einige Bewunderer Racines nicht litten, wenn man Corneille demselben gleichstellte, und setzte hinzu: „Sie berufen sich auf das kommende Jahrhundert, sie warten auf das Abscheiden einiger Greise, die, von allen Erinnerungen an ihre früheren Jahre gleicherweise gerührt, in ‚Oedipus' vielleicht nur das Gedächtnis ihrer Jugend lieben." Dadurch zog er sich den Haß Thomas Corneilles und Fontenelles, der Verwandten des großen Dichters, zu.]

55) Beredsamkeit nennt das Volk die Leichtigkeit, mit der manche lange allein sprechen können, wobei noch auf übertriebenes Gebärdenspiel, schallende Stimme und kräftige Lungen gesehen wird. Die Pedanten dulden sie auch nur im oratorischen Vortrage und unterscheiden sie von der Anhäufung der Figuren, dem Gebrauch großtönender Wörter und der Abrundung der Perioden nicht.

Die Logik scheint die Kunst zu sein, von einer Wahrheit zu überzeugen; die Beredsamkeit eine Gabe der Seele, die uns zu Beherrschern des Herzens und Geistes der anderen macht; sie bewirkt, daß wir sie zu allem begeistern und überreden, was uns beliebt.

Beredsamkeit kann sich in Gesprächen und in jeder Stilgattung finden. Sie ist selten, wo man sie sucht, und mitunter trifft man sie, wo man sie nicht vermutet.

Die Beredsamkeit verhält sich zum Erhabenen wie das Ganze zu seinem Teile.

Was ist das Erhabene? Man scheint seinen Begriff noch nicht festgestellt zu haben. Ist es eine rhetorische Figur? Entsteht es durch die Anwendung der rhetorischen Figuren oder wenigstens einiger solcher? Läßt jede Schreibart das Erhabene zu, oder sind nur große Materien seiner fähig? Kann die Glanzseite des Idylls etwas anderes bilden als

ein schönes Natürliches, und die der vertrauten Briefe und der Gespräche etwas anderes als großes Feingefühl? Oder vielmehr beruht in dem Natürlichen und Feingefühlten, wodurch gewisse Werke zur Vollkommenheit gelangen, gerade das Erhabene derselben? Was ist das Erhabene? Worin zeigt sich das Erhabene?

Synonyme sind mehrere Worte oder mehrere Redewendungen verschiedener Art zur Bezeichnung derselben Sache. Die Antithese ist eine Gegenstellung zweier Wahrheiten, die einander ins Licht setzen. Die Metapher oder das Gleichnis entlehnt von etwas Fremdem ein anschauliches oder natürliches Bild einer Wahrheit. Die Hyperbel ist ein über die Wahrheit hinausgehender Ausdruck, um zur besseren Erkenntnis derselben zu verhelfen. Das Erhabene stellt nur die Wahrheit dar, aber es muß sich um Edles handeln; es stellt sie ganz und völlig dar, in ihrer Ursache und Wirkung; es ist der würdigste Ausdruck und das würdigste Bild dieser Wahrheit. Mittelmäßige Köpfe treffen nie den einzig passenden Ausdruck und gebrauchen Synonyme. Junge Leute lassen sich von dem Schlaglicht der Antithese blenden und wenden sie gern an. Mit Urteilskraft Begabte geraten mit ihrer Neigung zu treffenden Bildern naturgemäß in Vergleichungen und Metaphern. Lebhafte Feuerköpfe, die eine unbegrenzte Einbildungskraft über Regel und Richtigkeit hinausreißt, können der Hyperbel gar nicht satt werden. Des Erhabenen aber sind selbst unter den großen Genies nur die hervorragendsten fähig.

56) Jeder Schriftsteller, der klar schreiben will, muß sich an die Stelle seiner Leser versetzen, sein eigenes Werk wie etwas ihm ganz Neues prüfen, das er zum erstenmale liest, woran er keinen Anteil hat und das der Verfasser seiner Kritik unterbreitet hätte, und muß sich dann überzeugen, daß man deswegen noch nicht verstanden wird, weil man sich selbst versteht, sondern weil man in der That verständlich ist.

57) Man schreibt nur, um verstanden zu werden; aber man muß auch, wenn man schreibt, Schönes dem Verständnis erschließen. Gewiß muß man einen reinen Stil besitzen und treffende Worte müssen edle, lebendige, gediegene Gedanken voll trefflichen Sinnes ausdrücken. Man macht von der Reinheit und Klarheit der Rede einen schlechten Gebrauch, wenn man sich ihrer bei einem trockenen, unfruchtbaren, salzlosen, unnützen, der Neuheit entbehrenden Stoffe bedient. Was haben die Leser davon, daß sie unbedeutende und knabenhafte, mitunter fade und gewöhnliche Dinge leicht und mühelos sich aneignen und weniger über den Sinn eines Schriftstellers zweifelhaft, als von seinem Werke gelangweilt sind?

Wenn man einige Tiefe in gewisse Schriften legt; wenn man nach feinen Wendungen und mitunter zu großer Feinheit strebt, so geschieht dies nur um der guten Meinung willen, die man von seinen Lesern hegt.

58) Liest man Bücher, die parteiische und ränkesüchtige Leute verfaßt haben, so ist man der Unbequemlichkeit ausgesetzt, nicht immer die Wahrheit daraus ersehen zu können. Die Thatsachen werden verhüllt, die Gründe des Gegners nicht in all ihrer Stärke und auch nicht mit völliger Genauigkeit wiedergegeben, und was die ausdauerndste Geduld ermüdet: man muß eine große Zahl grober und beleidigender Ausdrücke lesen, die sich ernste Männer sagen, welche um eines Lehrsatzes oder einer bestrittenen Thatsache willen in persönlichen Zwist geraten. Solche Werke haben das Besondere, daß sie weder die fabelhafte Verbreitung, die sie eine Zeitlang haben, noch die tiefe Vergessenheit verdienen, der sie verfallen, sobald Hitze und Zwietracht aufgehört haben und sie nun zu Kalendern vom verflossenen Jahre werden.

59) Der Ruhm oder das Verdienst mancher besteht darin, daß sie gut schreiben; andrer, daß sie gar nicht schreiben.

60) Seit zwanzig Jahren schreibt man so, wie es die grammatische Regel heischt; man ist Sklave des Satzbaues; man hat die Sprache mit neuen Wörtern bereichert, das Joch des Latinismus abgestreift und den Stil zur reinfranzösischen Redeweise geführt; man hat fast den Rhythmus der Sprache wiedergefunden, dem zuerst Malherbe und Balzac auf die Spur kamen, so viele Autoren nach ihnen aber wieder verloren gehen ließen; man hat endlich in die Rede alle Ordnung und Klarheit, deren sie fähig ist, gebracht: dies führt unmerklich dazu, sie geistvoll zu handhaben. [Nach Sainte-Beuves Meinung hat L. hier eine kurze Geschichte der französischen Prosa gegeben.]

61) Es gibt Künstler und Gelehrte, deren Geist so umfassend ist wie die Kunst und die Wissenschaft, welche sie treiben. Sie geben denselben vermöge ihres Genies und ihrer

Erfindungskraft mit Zinsen zurück, was sie ihnen und ihren Prinzipien verdanken; sie überschreiten die Grenzen der Kunst, um sie zu veredeln, sagen sich von den Regeln los, wofern sie dadurch nicht zum Großen und Erhabenen geleitet werden; sie wandeln ihren Gang allein und ohne Begleitschaft; aber sie gehen sehr hoch und dringen sehr tief, stets sicher und durch den Erfolg der Vorteile bestärkt, die man bisweilen durch Regelwidrigkeit erzielt. Die Leute mit logischem, ruhigem und maßvollem Sinne erreichen sie nicht nur nicht, bewundern sie nicht, sondern sie fassen sie gar nicht und möchten sie noch weniger nachahmen. Sie verharren gelassen in den Grenzen ihrer Sphäre und gehen bis zu dem Punkte, der die Schranke ihrer Kapazität und Einsicht bezeichnet; weiter gehen sie nicht, weil sie darüber hinaus nichts sehen. Sie können höchstens nur die Ersten auf einer zweiten Stufe werden und im Mittelmäßigen sich auszeichnen.

62) Es gibt auch in geistiger Beziehung sozusagen subalterne und tiefer stehende Leute, die augenscheinlich nur zu dem Zwecke geschaffen wurden, Sammlung, Register und Stapelplatz aller Erzeugnisse der anderen Genies zu bilden. Sie sind Nachschreiber, Uebersetzer, Kompilatoren: sie denken nicht, sie sagen das, was die Verfasser gedacht haben; und da die Auswahl der Gedanken Erfindung ist, so zeigen sie eine schlechte Wahl, die wenig treffend ist und sie bestimmt, eher von vielen als von vortrefflichen Dingen zu berichten; sie besitzen nichts Ursprüngliches und Eigenes; sie wissen nur das, was sie gelernt haben, und lernen nur das, was alle Welt gern *nicht* wissen will, eine eitle, dürre, alles Ergötzlichen und Nützlichen bare Wissenschaft, die für ein unterhaltendes Gespräch gar nicht taugt und *nicht* mehr im Verkehr ist, einer außer Kurs gesetzten Münze gleich. Man ist zu gleicher Zeit über ihre Belesenheit erstaunt und von ihrer Unterhaltung wie von ihren Werken gelangweilt. Diese Leute sind es, welche von den Großen und dem gemeinen Volke mit den eigentlichen Gelehrten zusammengeworfen, von den Wissenden jedoch den Pedanten beigesellt werden.

63) Oft ist die Kritik keine Wissenschaft, sondern ein Handwerk, wobei Gesundheit nötiger ist als Geist, Arbeit nötiger als Befähigung, Gewohnheit nötiger als Genie. Geht

sie von einem Menschen aus, der weniger Urteilsschärfe als Belesenheit besitzt, und übt sie sich an gewissen Materien, so verdirbt sie Leser und Schriftsteller.

64) Ich rate einem Schriftsteller, der zum Kopisten geboren ist und die außerordentliche Bescheidenheit besitzt, nach irgend jemandem zu arbeiten, sich nur solche Werke zu Mustern auszuwählen, in denen man Witz, Phantasie oder selbst Gelehrsamkeit antrifft: erreicht er seine Originale nicht, so nähert er sich ihnen doch und liefert Lesbares. Dagegen muß er es wie eine Klippe vermeiden, stimmungsvolle Schriftsteller nachahmen zu wollen, die das Herz sprechen läßt, denen es Worte und Weisen eingibt, und die alles, was sie dem Papier anvertrauen, gleichsam aus ihrer Brust schöpfen. Gefährliche Muster und recht geeignet, die anmaßlichen Nachtreter ins Frostige, Niedrige und Lächerliche fallen zu lassen. In der That, ich würde eines Menschen lachen, der ernsthaft in dem Tone meiner Stimme sprechen oder mir im Gesicht gleichen wollte.

65) Ein Mann, als Christ und Franzose geboren, sieht sich auf die Satire beschränkt: die großen Gegenstände sind ihm versagt. Er setzt wohl manchmal dazu an, und wendet sich dann wieder zu Kleinigkeiten, die er durch die Schönheit seines Genies und seines Stiles bedeutend macht. [Diese Stelle hat man mit Unrecht auf Labruyère selbst beziehen wollen. Andere denken an Boileau.]

66) Man muß den läppischen und kindischen Stil vermeiden, aus Furcht, dem Varillas und Handburg zu gleichen. Man kann im Gegenteil in manchen Schriften gewisse Ausdrücke wagen, bildliche und lebhaft malende Wendungen gebrauchen und die Leute beklagen, welche kein Vergnügen daran finden, dergleichen anzuwenden oder zu verstehen. [Varillas (L. nannte ihn „Dorilas") war ein Historiker seiner Zeit, der eine „Geschichte der Revolutionen, die sich in Europa zugetragen haben", schrieb und mit L. im selben Jahre starb. — Handburg: der von L. verdeutschte Name eines Schriftstellers Mainbourg, Verfassers einer großen Anzahl von historischen und theologischen Werken, deren Stil mißfiel.] —

67) Wer als Schriftsteller nur den Geschmack seiner Zeit im Auge hat, denkt mehr an sich als an seine Schriften. Man muß stets nach Vollkommenheit streben; und jene Ge-

rechtigkeit dann, die uns bisweilen unsere Zeitgenossen vorenthalten — die Nachwelt wird sie uns widerfahren lassen.

68) Man muß nicht etwas Lächerliches finden wollen, wo es nicht vorhanden ist; damit verdirbt man sich den Geschmack und richtet sein eigenes und anderer Leute Urteil zu Grunde. Steckt aber wirklich irgendwo das Lächerliche, so muß man es da auch bemerken und mit Anmut in erheiternder und lehrreicher Weise hervorkehren.

69) „Horaz und Despreaux hat es schon vor dir gesagt." — Ich glaube es dir auf dein Wort; ich aber habe es als mein eigen gesagt. Kann ich nicht nach ihnen dieselbe Wahrheit denken, die andere ebenfalls nach mir denken werden?

Zweites Kapitel.

Ueber persönliches Verdienst.

1) Wer möchte, bei den seltensten Talenten und dem ausgezeichnetsten Verdienste, von seiner Entbehrlichkeit nicht durch die Erwägung überzeugt werden, daß er bei seinem Tode eine Welt hinter sich läßt, die seinen Verlust nicht spürt, und wo so viele sich finden, ihn zu ersetzen?

2) An sehr vielen Leuten ist bloß der Name von einigem Werte. Seht ihr sie ganz in der Nähe, so ist's weniger als nichts; von fern imponieren sie.

3) So fest überzeugt ich auch bin, daß die zu verschiedenen Aemtern Erwählten, jeder nach Gaben und Beruf, ihre Schuldigkeit thun, so unterfange ich mich doch zu behaupten, es sei nicht unmöglich, daß es auf der Welt manche bekannte oder unbekannte Männer gibt, die man zwar nicht anstellt, die aber eine ausgezeichnete Wirksamkeit entfalten würden; und zu dieser Ansicht hat mich der wunderbare Erfolg solcher Leute gebracht, die rein dem Zufall ihre Stellung verdankten und von denen man bis dahin nicht gar Bedeutendes erwartet hatte.

Wieviel vortreffliche, reichbegabte Menschen sind gestorben, ohne daß etwas über sie verlautet hätte? Und wieviel leben noch, von denen man nicht spricht und nie sprechen wird?

4) Welch schreckliche Mühe für einen Mann ohne Lobredner und Anhänger, zu keiner Verbindung gehörig, sondern alleinstehend, der statt aller Empfehlung bloß viel

nigstens nicht offen und läßt nur so viel von sich sehen, als nötig ist um Ehrfurcht einzuflößen und nicht als das zu erscheinen, was sie ist, nämlich als wahre Kleinheit. Die wirkliche Größe ist ungezwungen, freundlich, vertraulich, leutselig. Man darf ihr nahen und mit ihr umgehen; sie verliert durch nähere Bekanntschaft nichts; je mehr man sie kennen lernt, desto mehr bewundert man sie. Sie neigt sich aus Güte zu den Tieferstehenden und findet ohne Anstrengung ihre natürliche Hoheit wieder. Sie läßt sich zuweilen gehen, ist nachlässig und achtet ihrer Vorzüge nicht, stets im stande, wieder Herr derselben zu werden und ihnen Geltung zu verschaffen. Sie lacht, spielt und scherzt, jedoch mit Würde. Man naht ihr zugleich mit Ungezwungenheit und Zurückhaltung. Sie ist von edlem und gefälligem Charakter, flößt dadurch Vertrauen und Achtung ein und bewirkt, daß die Fürsten uns groß, ja sehr groß erscheinen, ohne uns fühlen zu lassen, daß wir klein sind.

43) Der Weise genest vom Ehrgeiz durch den Ehrgeiz selbst: er strebt nach so hohen Dingen, daß er sich nicht auf das beschränken kann, was man Schätze nennt, nämlich Stellen, Glücksgüter oder Gunst. Er sieht in so schwachen Vorteilen nichts, was gut und dauerhaft genug wäre, um sein Herz zu erfüllen und seine Sorgen und Wünsche zu verdienen: er muß sich sogar bemühen, sie nicht zu sehr zu *verachten*. Das einzige Gut, das fähig wäre, einen Reiz auf ihn auszuüben, ist jener Ruhm, der aus völlig lauterer und schlichter Tugend entspringen müßte; aber die Menschen gewähren ihn nicht, und er begibt sich dessen.

44) Gut ist der, welcher anderen Gutes thut; wenn er um des Guten willen, welches er thut, leidet, ist er sehr gut; wenn er durch die leidet, denen er das Gute gethan hat, so ist seine Güte so groß, daß sie kaum größer werden kann, außer in dem Falle, wo seine Leiden noch im Zunehmen begriffen wären; und wenn er daran stirbt, so kann seine Tugend nicht weiter gehen, sie ist heroisch, sie ist vollkommen.

Drittes Kapitel.

Ueber die Frauen.

1) Männer und Frauen sind selten *eines* Urteils über das Verdienst einer Frau; ihre Interessen sind zu verschieden. Die Frauen gefallen einander nicht durch die gleichen angenehmen Eigenschaften, die das Gefallen der Männer an ihnen erregen: tausend Züge, die bei diesen große Leidenschaften entflammen, erwecken unter ihnen Abneigung und Widerwillen.

2) Bei einigen Frauen trifft man eine erkünstelte Hoheit, die an den Bewegungen der Augen, an der Haltung des Kopfes und an der Art ihres Ganges haftet, darüber aber nicht hinaus kommt; ferner einen blendenden imponierenden Geist, den man aber nur schätzt, weil er an der Oberfläche spielt. Einige andere dagegen besitzen eine schlichte, natürliche, von Gebärde und Gang unabhängige Hoheit, die ihre Quelle im Herzen hat und gewissermaßen Folge ihrer hohen Geburt ist; ein stilles, aber bleibendes Verdienst, von tausend Tugenden begleitet, die sie nicht verbergen können, trotz aller ihrer Bescheidenheit; denn sie entschlüpfen ihnen und offenbaren sich denen, die Augen dafür haben.

3) Ich habe es erlebt, daß man den Wunsch äußerte, ein Mädchen zu sein, und zwar ein schönes Mädchen, von dreizehn bis zu zweiundzwanzig Jahren, und nach diesem Alter ein Mann zu werden.

4) Manche jungen Mädchen haben von den Vorteilen einer glücklichen Naturanlage keine genügende Kenntnis, und

wissen nicht, wie nützlich es für sie wäre, sich derselben ganz hinzugeben. Sie schwächen diese so seltenen und vergänglichen Himmelsgaben durch gezierte Angewohnheiten und üble Nachahmerei; der Ton ihrer Stimme und ihr Gang sind entlehnt; sie nehmen sich allerlei an, zieren sich und schauen in den Spiegel, ob sie sich auch genug von ihrem natürlichen Wesen entfernen. Nicht ohne Mühe bringen sie es dahin, weniger zu gefallen.

5) Wenn die Frauen sich schmücken und schminken, so ist das, wie ich gestehen muß, minder schlimm, als wenn man seine Meinung verleugnet; doch bedeutet es auch mehr als bloße Verkleidung und Maskerade, wobei man sich gar nicht für das gibt, was man zu sein scheint, sondern nur daran denkt, sich zu verbergen und nicht erkannt zu werden. Es heißt die Augen der Leute täuschen und durch äußeren Schein die Wahrheit verdecken wollen; kurz, es ist eine Lüge.

Will man die Weiber beurteilen, so thue man es von der Fußbedeckung bis zum Kopfputz ausschließlich, ungefähr wie man den Fisch abschätzt, zwischen Schwanz und Kopf. [Ein Stich auf die hohen Absätze und Kopfputze zur Zeit Labruyères.]

Wenn die Frauen nur in ihren eigenen Augen schön sein und sich selbst gefallen wollen, dann können sie ohne Bedenken in der Art der Verschönerung, in der Wahl der Toilette und des Putzes ihrem Geschmack und ihrer Laune folgen; wollen sie aber den Männern gefallen und schminken und färben sie sich für diese rot, so habe ich die Stimmen gesammelt und darf ihnen im Namen der ganzen oder des größten Teils der Männerwelt verkünden, daß weiße und rote Schminke sie abscheulich und widerwärtig macht; daß rote allein sie alt und entstellt erscheinen läßt; die Männer hassen es ebensosehr sie mit Bleiweiß auf dem Gesicht wie mit falschen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu sehen [Mode zur Zeit Ludwigs XIV.]. Sie verwahren sich ernstlich gegen alle Kunstgriffe, durch deren Anwendung sich die Frauen häßlich machen. Es scheint, als habe Gott, weit entfernt, die Männer für diese Sünde der Frauen verantwortlich zu machen, ihnen vielmehr dies letzte und unfehlbare Heilmittel wider die Frauen reserviert.

Wenn die Weiber von Natur so wären, wie sie durch Kunstmittel werden; wenn sie in einem Augenblick alle Frische

ihrer Haut verlören und ein so feuerrotes und so bleifarbenes Gesicht bekämen, wie sie es sich mit roter Farbe und der Schminkmalerei machen, so würden sie untröstlich sein.

7) Eine Kokette läßt in der Gefallsucht und in der Meinung, die sie von ihrer Schönheit hat, nicht nach; sie ist der Ansicht, Zeit und Jahre machen nur die anderen Frauen runzlig und häßlich; sie vergißt wenigstens, daß das Alter auf dem Gesicht geschrieben steht. Derselbe Putz, der ehemals ihre Jugend verschönte, verunstaltet endlich ihre Person und rückt die Fehler ihres Alters ins Licht. Ihr schönthuendes und geziertes Wesen weicht auch im Schmerz und im Fieber nicht von ihr: sie stirbt aufgeputzt und in bunten Bändern.

8) Lisa vernimmt, eine andere Kokette mache sich darüber lustig, daß man sich auf seine Jugend noch etwas einbilde und sich so herausputzen will, wie es einer Frau von vierzig Jahren nicht mehr gezieme. Lisa hat dieses Alter zwar schon überschritten; aber ihre Jahre haben weniger als zwölf Monate und lassen sie nicht alt werden. Sie ist dieses Glaubens, und während sie sich im Spiegel beschaut, Rot auflegt und Schönpflästerchen anbringt, gibt sie zu, daß es in einem gewissen Alter nicht mehr erlaubt ist, die Jugendliche zu spielen, und daß Clarisse mit ihren Schönpflästerchen und ihrer roten Schminke in der That lächerlich sei.

9) Die Frauen machen vorher für ihre Liebhaber Toilette, wenn sie diese erwarten; werden sie aber von ihnen überrascht, so vergessen sie bei ihrem Erscheinen den unfertigen Zustand, in dem sie sich befinden, — sie sehen sich nicht mehr. Bei Gleichgültigen haben sie mehr Muße; sie merken ihren unfertigen Zustand, bringen sich in deren Gegenwart in Ordnung oder verschwinden einen Augenblick und kehren im Putz zurück.

10) Ein schönes Gesicht ist der schönste aller Anblicke; und die süßeste Harmonie ist der Ton der Stimme derjenigen, die man liebt.

11) Anmut ist subjektivem Ermessen unterworfen; Schönheit ist etwas Selbständigeres und unabhängiger von bloßem Geschmack und persönlicher Meinung.

12) Man kann von gewissen Schönheiten ergriffen werden, die so vollkommen und von so augenfälligen Vorzügen

sind, daß man weiter nichts wünscht, als sie zu sehen und mit ihnen zu sprechen.

13) Eine schöne Frau mit den Eigenschaften eines feinen und gebildeten Mannes gehört zum köstlichsten Umgange von der Welt: man findet bei ihr alle Vorzüge beider Geschlechter.

14) Einem jungen Mädchen entschlüpfen oft kleine Züge, die sehr überzeugend wirken und demjenigen merklich schmeicheln, dem sie gelten. Bei den Männern zeigt sich dergleichen Unwillkürliches fast nie; ihre Zärtlichkeiten sind vorher bedacht; sie reden, handeln, ereifern sich, und überzeugen nicht so.

15) Laune ist bei den Frauen sehr eng mit der Schönheit gesellt. So kann sie ihr Gegengift sein und diese den Männern weniger schaden. Ohne dies Mittel würden sie nie von den Wirkungen der Schönheit geheilt.

16) Die Frauen ketten sich an die Männer durch die Gunstbezeigungen, die sie ihnen gewähren; die Männer werden durch eben diese geheilt.

17) Eine Frau, die einen Mann nicht mehr liebt, vergißt sogar die Gunstbezeigungen, die er von ihr erhalten hat.

18) Eine Frau, die nur einen Liebhaber hat, glaubt nicht kokett zu sein; die, welche mehrere besitzt, glaubt nur kokett zu sein.

Manche Frau vermeidet es durch eine standhafte Zuneigung zu einem Einzigen, kokett zu sein, und gilt wegen ihrer schlechten Wahl für thöricht.

19) Ein langgewohnter Liebhaber hängt an so dünnem Faden, daß er einem neuen Ehemann Platz macht; und dieser ist so wenig beständig, daß ein neuer Liebhaber, der sich plötzlich sehen läßt, ihn mit gleicher Münze bezahlt.

Ein solcher Liebhaber fürchtet oder verachtet einen neuen Rivalen, je nach dem Charakter der Person, der er huldigt.

Es fehlt einem langgewohnten Liebhaber bei der Frau, die ihn festhält, oft nur der Titel Ehemann: das ist nicht wenig; und doch wäre er schon tausendmal ohne diesen Umstand aufgegeben.

20) Es scheint, daß eine Liebschaft bei einer Frau die Koketterie steigert. Ein gefallsüchtiger Mann dagegen ist etwas Schlimmeres als ein Verliebter. Der kokette Mann und die verbuhlte Frau sind etwa gleich zu achten.

21) Es gibt wenig geheime Liebschaften: sehr viele Frauen

werden mit dem Namen ihrer Gatten nicht besser bezeichnet, als mit dem ihrer Liebhaber.

22) Ein verbuhltes Frauenzimmer will, daß man sie liebe: einer Koketten genügt es, liebenswürdig gefunden zu werden und für schön zu gelten. Die erstere geht nach und nach von einem Liebeshandel zum anderen über; die letztere zu mehreren Zerstreuungen zugleich. Leidenschaft und Vergnügungssucht herrschen bei der einen; Eitelkeit und Leichtfertigkeit bei der anderen. Die Buhlerei [die ihre eigenen Begierden stillen will] ist eine Schwäche des Herzens oder vielleicht ein Temperamentsfehler; Koketterie [die Begierden erregen will] ist eine geistige Verrottung. Das buhlerische Weib bringt es dahin, daß man sich vor ihr fürchtet, und die Kokette erregt Haß. Man kann aus diesen beiden Charakteren den Stoff zu einem dritten entnehmen, dem schlimmsten von allen.

23) Eine schwache Frau ist diejenige, welcher man einen Fehler vorwirft; die ihn sich selbst vorwirft; deren Herz gegen die Vernunft ankämpft; die genesen will, aber es nicht wird, oder nur sehr spät.

23) Unbeständig ist eine Frau, wenn ihre Liebe aufhört; leichtfertig, wenn sie schon einen anderen liebt; flatterhaft, wenn sie nicht weiß, ob und was sie liebt; gleichgültig, wenn sie gar nicht liebt.

25) Falschheit ist, wenn ich so sagen darf, eine Lüge des ganzen Menschen; bei einem Weibe ist es die Geschicklichkeit, ein Wort oder eine Handlung da anzubringen, wo sie irreführt, und bisweilen Schwüre und Versprechungen anzuwenden, die zu brechen ihr nicht mehr kostet, als sie zu leisten.

Ist eine treulose Frau dem Beteiligten als solche bekannt, so ist sie nur ungetreu; hält er sie aber für treu, so ist sie bewußt falsch.

Man hat den Nutzen von der verstellten Treue der Weiber, daß sie [einmal erkannt] von der Eifersucht heilt.

26) Einige Frauen haben, so lange ihr Leben währt, einer doppelten Verbindlichkeit zu genügen, die gleich schwer zu brechen und zu verheimlichen ist: bei der einen fehlt nur der Ehekontrakt, bei der anderen nur das Herz.

27) Beurteilt man jenes Frauenzimmer nach seiner Schönheit, Jugend, seinem Stolz und abschätzigen Wesen, so

zweifelt niemand, daß nur ein Held sie einst bezaubern kann. Ihre Wahl ist entschieden: — ein kleines Scheusal ohne Geist.

28) Es gibt Weiber, schon über ihre Blüte hinaus, welche durch ihr Temperament oder ihren verworfenen Charakter die sich von selbst ergebende Hilfsquelle junger Leute ohne ausreichendes Vermögen sind. Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern ist, eine in den Jahren schon Vorgeschrittene, die noch einen Kavalier, oder ein Kavalier, der eine alte Jungfer nötig hat.

29) Den Auswurf des Hofes empfängt man in der Stadt [d. h. den von jedermann zu Versailles verachteten Höfling empfängt man zu Paris] in einem Alkoven [d. h. in dem Teil des Schlafzimmers vornehmer Damen, wo sie, auf dem Bette sitzend, Besuche empfingen, in dem späteren Boudoir], wo er den Beamten, selbst [wenn derselbe nicht in seiner vorschriftsmäßigen Amtstracht, sondern in elegantem Kostüm] mit Halsbinde und in grauem Kleide [sich bewegt], und nicht weniger den Bürger, selbst wenn dieser einen Degen trägt, verdunkelt, beiseite schiebt und Herr des Platzes wird; man hört auf ihn, er ist beliebt; man widersteht fast kaum einen Augenblick einer goldenen Schärpe und einer weißen Feder, einem Manne, der ja „mit dem Könige spricht und mit den Ministern verkehrt“. Männer und Frauen macht er auf sich eifersüchtig; man bewundert, beneidet ihn; — — vier Meilen davon [d. h. am Hofe zu Versailles] erregt er Mitleid.

30) Ein Mann aus der Hauptstadt ist für eine Frau in der Provinz das, was für eine Frau der Hauptstadt ein Mann vom Hofe ist.

31) Einem eitlen, indiskreten Menschen, der außerdem ein großer Schwätzer und schlechter Spaßmacher ist, von sich mit Eigendünkel und von den anderen mit Verachtung spricht; geradezu, hochfahrend, dreist, ohne Sitten und Rechtschaffenheit, ohne Urteil und mit sittlich ungezügelter Einbildungskraft — dem mangelt nichts weiter, um von sehr vielen Frauen angebetet zu werden, als schöne Züge und schöner Wuchs.

32) Geschieht es um der Verschwiegenheit willen oder aus Geschmack am Absurden, daß diese Frau einen Bedienten, jene einen Mönch und Dorine ihren Arzt begünstigt?

33) Roscius [Mich. Baron, berühmter Schauspieler, Schüler und Freund Molières] tritt mit feinem Anstand auf die Bühne. Gewiß, Lelia; — ich füge überdies hinzu, daß er wohlgeformte Beine hat, gut spielt, und noch dazu lange Rollen, und ihm zur vollkommenen Deklamation nichts fehlt, wie man sagt, als mit dem Munde zu sprechen. Aber ist er es nur allein, der in dem, was er thut, Anmut besitzt? und was er thut, ist es denn das Edelste und Angemessenste, was man thun kann? Ueberdies kann Roscius nicht der Ihrige sein, er gehört einer anderen an; und wäre dies auch nicht der Fall, so kommt er doch nicht los: Claudia harrt schon, ihn zu besitzen, sobald er Messalinens satt sein sollte. Wählen Sie Bathylle [Precourt, Operntänzer], Lelia: wo finden Sie, nicht etwa im Kavalierstand, den Sie verschmähen, sondern selbst unter den Possenreißern einen jungen Mann, der sich beim Tanze so hoch erheben und einen besseren Luftsprung machen kann? Möchten Sie lieber den Luftspringer Cobus, der mit vorwärts geworfenen Füßen sich in der Luft einmal umdreht, bevor er auf die Erde kommt? Wissen Sie nicht, daß er noch jünger ist? Was Bathylle betrifft, sagen Sie, so reißt man sich zu sehr um ihn, und er weist mehr Frauen ab, als er begünstigt. Aber Sie haben da noch Draco, den Flötenspieler: kein anderer in seiner Kunst schwellt die Wangen mit mehr Anstand, wenn er die Hoboe oder das Flageolet bläst, denn die Zahl der Instrumente, denen er Sprache verleiht, ist unendlich; außerdem bringt er noch mit seinen Späßen selbst Kinder und einfältige Personen zum Lachen. Wer ißt und trinkt mehr als Draco bei einer einzigen Mahlzeit? Er trinkt eine ganze Gesellschaft unter den Tisch und ergibt sich erst zuletzt. Sie seufzen, Lelia? Sollte Draco bereits eine Wahl getroffen haben, oder ist man Ihnen unglücklicherweise schon zuvorgekommen? Hätte er sich schließlich mit Cesonien einlassen, die sich um ihn so viel bemüht, die ihm eine große Schar Liebhaber, fast möchte ich sagen, die ganze Blüte der Römer geopfert hat; mit Cesonien, die aus einer patrizischen Familie stammt, und so jung, so schön, so ernst ist? Ich muß Sie beklagen, Lelia, wenn Sie von dem neuen Geschmacke angesteckt sind, den so viele römische Frauen für das verraten, was man Männer der Oeffentlichkeit nennt, die durch ihre Berufsart den Augen anderer ausgesetzt sind. Was fangen Sie wohl an, wenn nun der beste dieser Art für Sie nicht mehr zu haben ist? Der Folterknecht Brontes ist allein noch übrig: das Volk führt seine Stärke und Ge-

Viertes Kapitel.

Ueber das Herz.

1) Es gibt einen Geschmack in der einfachen Freundschaft, für welchen Leuten mit gewöhnlichen Neigungen der Sinn völlig abgeht.

2) Freundschaft kann ohne alle Uebergriffe zwischen Leuten verschiedenen Geschlechts bestehen. Ein Weib indes wird in einem Manne immer den Mann sehen, und umgekehrt erblickt ein Mann in einem Weibe stets das Weib. Eine solche Verbindung ist weder ein auf Leidenschaft noch auf reiner Freundschaft beruhendes Verhältnis; sie macht eine Klasse für sich aus.

3) Die Liebe bricht plötzlich hervor, ohne weitere Ueberlegung, begünstigt vom Temperament oder von unserer Schwäche: ein schöner Zug fesselt uns, bestimmt uns. Dagegen bildet sich die Freundschaft nach und nach, mit der Zeit, durch Erfahrung, durch einen langen Umgang. Wieviel Geist, Herzensgüte, Zuneigung, Dienste und Zuvorkommenheit bedarf es bei Freunden, um in mehreren Jahren bei weitem noch nicht das zu erreichen, was bisweilen in einem Augenblick ein schönes Gesicht oder eine schöne Hand zustandebringt!

4) Die Zeit stärkt die Freundschaften und schwächt die Liebe.

5) So lange die Liebe dauert, besteht sie durch sich selbst, und bisweilen durch Dinge, die sie dem Anschein nach ersticken müßten, durch Launen, Sprödethun, Entfernung und

Eifersucht. Freundschaft dagegen muß gepflegt werden; sie erstirbt aus Mangel an Aufmerksamkeiten, Vertrauen und Gefälligkeit.

6) Außergewöhnliche Liebe kann man noch häufiger antreffen als vollkommene Freundschaft.

7) Liebe und Freundschaft schließen einander aus.

8) Wer große Liebe erfahren, hält nichts auf Freundschaft; und wer an Freundschaft sich erschöpft hat, ist doch der Liebe noch nicht näher gekommen.

9) Liebe ist von Anfang an Liebe; und man kann von der stärksten Freundschaft nur zu einer schwachen Liebe übergehen.

10) Nichts gleicht lebhafter Freundschaft mehr als jene Verbindungen, die wir im Interesse unsrer Liebe unterhalten.

11) Man liebt nur ein einziges Mal wahrhaft, und zwar das erste Mal. Die Liebschaften, die dann folgen, sind weniger unfreiwillig.

12) Von plötzlich entstehender Liebe genest man am langsamsten.

13) Liebe, die nach und nach, stufenweise wächst, gleicht der Freundschaft zu sehr, um eine heftige Leidenschaft zu sein.

14) Wer stark genug liebt, um zu wünschen, er könnte es noch millionenmal mehr, der steht an Liebe nur dem nach, der mehr liebt, als er es wünscht.

15) Wenn ich zugebe, daß man in großer, heftiger Leidenschaft jemand mehr als sich selbst lieben kann, wem werde ich damit mehr Vergnügen gewähren, den Liebenden oder den Geliebten?

16) Die Männer möchten oft lieben und können nicht zu diesem Glück gelangen; sie suchen ihre Niederlage, ohne sie erhalten zu können, und werden, sozusagen, gezwungen, frei zu bleiben.

17) Die sich zuerst mit heftigster Leidenschaft lieben, tragen bald beiderseits dazu bei, sich weniger und endlich nicht mehr zu lieben. Die Entscheidung ist nicht leicht, ob der Mann oder die Frau mehr Schuld an diesem Bruche hat. Die Frauen beschuldigen die Männer der Flatterhaftigkeit, und die Männer sagen, jene seien leichtfertig.

18) Wie zartfühlend man auch in der Liebe ist, man verzeiht mehr Fehler als in der Freundschaft.

19) Für den leidenschaftlich Liebenden ist es eine süße Rache, sich völlig so zu benehmen, daß er eine undankbare Person sich noch viel undankbarer bezeigen läßt.

20) Es ist traurig, wenn man ohne ein großes Vermögen liebt, das uns die Mittel gibt, das geliebte Wesen mit Gaben zu überhäufen und es so glücklich zu machen, daß ihm keine Wünsche mehr übrig bleiben.

21) Wenn eine Frau, für die man eine große Leidenschaft gehegt, ohne erhört zu werden, uns im spätern Leben irgend noch so wichtige Dienste erweist, man läuft doch große Gefahr, undankbar zu sein.

22) Große Dankbarkeit schließt oft viel Gefallen und Freundschaft hinsichtlich der Person ein, die uns dazu verpflichtet.

23) Bei den Leuten sein, die man liebt, weiter bedarf es nichts; träumen, mit ihnen sprechen oder nicht sprechen, sie im Sinn haben oder an gleichgültigere Dinge denken, aber nur ihnen nahe — das ist alles gleich.

24) Vom Haß zur Freundschaft ist kein so großer Schritt, als vom Widerwillen zu ihr.

25) Weniger selten scheint man vom Widerwillen zur Liebe als zur Freundschaft überzugehen.

26) In der Freundschaft vertraut man sein Geheimnis an; in der Liebe entschlüpft es Einem.

Man kann jemandes Vertrauen genießen, ohne sein Herz zu besitzen; denn wer jemandes Herz besitzt, bedarf keiner vertraulichen Eröffnungen; alles liegt offen vor ihm.

27) Man sieht in der Freundschaft nur die Fehler, die unsern Freunden von Nachteil sein könnten. In der Liebe sieht man an der geliebten Person nur diejenigen, durch die man selbst leidet.

28) Nur vom ersten Verdruß in der Liebe und vom ersten Vergehen in der Freundschaft kann man einen guten Gebrauch machen.

29) Hat man einen ungerechten, wunderlichen und unbegründeten Verdacht Eifersucht genannt, so verdient eigentlich die andre Art der Eifersucht, die ein gerechtes, natürliches, in Vernunft und Erfahrung begründetes Gefühl ist, einen andern Namen.

Das Temperament hat viel Anteil an der Eifersucht, und diese setzt nicht immer eine große Leidenschaft voraus.

Aber eine heftige Liebe ohne Feingefühl ist ein Widerspruch.

Es kommt oft vor, daß man ganz allein unter dem Zartgefühl leidet. Mit der Eifersucht jedoch quält man sich und andere.

Diejenigen Frauen, welche uns in keinem Punkte schonen, und uns keine Veranlassung zur Eifersucht ersparen, würden gar keine Eifersucht unsrerseits verdienen, wenn man mehr ihre Gefühle und ihr Betragen als das eigene Herz berücksichtigte.

30) Wenn Freundschaft erkaltet und nachläßt, so hat das seine Ursachen. In der Liebe gibt es fast keinen andern Grund, sich nicht mehr zu lieben, als daß man sich zu sehr geliebt hat.

31) Man ist ebensowenig Herr darüber, stets zu lieben, als man es gewesen ist, nicht zu lieben.

32) Liebschaften ersterben durch Ueberdruß, und Vergessenheit begräbt sie.

33) Beginn und Abnahme der Liebe kann man an der Verlegenheit merken, die zwei fühlen, wenn sie sich allein befinden.

34) Das Aufhören der Liebe beweist deutlich, daß der Mensch beschränkt ist und daß das Herz seine Grenzen hat.

Lieben ist eine Schwäche; von der Liebe genesen ist oft eine andere Schwäche.

Man genest von der Liebe, wie man im Schmerze sich tröstet. Denn unser Herz ist nun einmal nicht so beschaffen, daß es uns ewige Thränen und ewige Liebe bieten könnte.

35) Wie schön wäre es, wenn es im Herzen unerschöpfliche Quellen des Schmerzes über manche Verluste gäbe. Man bilde sich nur nicht ein, daß man sich oft durch Willens- oder Verstandesstärke aus größter Betrübnis heraushelfen kann! Zuerst zwar vergießt man bittre Thränen und ist bis ins Herz getroffen; aber dann tröstet man sich, sei es nun aus Schwäche oder leichtvergeßlichem Sinne.

36) Wenn ein häßlich Weib Liebe erweckt, so kann das nur sehr heftige sein; denn sie muß in einer absonderlichen Schwäche des Liebenden ihren Grund haben, oder in Reizen, verborgner und unbezwinglicher als die körperlicher Schönheit.

37) Noch lange verkehrt man aus Gewohnheit mitein-

ander, und der Mund spricht noch immer: „Ich liebe dich!“ und doch sagt es schon das ganze Benehmen, daß man sich nicht mehr liebt.

38) Jemanden vergessen wollen, heißt an ihn denken. Die Liebe hat dies mit Gewissenszweifeln gemein, daß sie sich durch Reflexionen und Rückerinnerungen, die man anstellt, um sie los zu werden, verbittert. Man muß womöglich an seine Leidenschaft gar nicht mehr denken, will man sie schwächer werden lassen.

39) Man möchte der Urheber des ganzen Glücks oder aber des ganzen Unglücks seiner Liebe sein.

40) Den Verlust seiner Liebe beklagen zu müssen, ist noch ein Glück im Vergleich zu einem Leben mit dem, was man haßt.

41) Wie uneigennützig man auch hinsichtlich derer sei, die man liebt; man muß sich um ihretwillen bisweilen Zwang anthun und so großmütig sein, etwas von ihnen anzunehmen.

Der kann ein Geschenk entgegennehmen, wer ein ebenso köstliches Vergnügen empfindet, es vom Freunde zu empfangen, wie der Freund, es ihm zu geben.

42) Geben heißt eine freiwillige Handlung ausüben, nicht aber aus Mitleiden Wohlthaten spenden, auch nicht der Belästigung oder Not derer nachgeben, die bittend sich an uns wenden.

43) Wenn man geliebten Menschen gegeben hat, so mag eintreten, was da will: wir dürfen uns nie mehr veranlaßt fühlen, an unsere Wohlthaten zu denken.

44) Ein lateinisch Sprichwort sagt, der Haß komme nicht so teuer zu stehen als die Liebe, oder mit andern Worten: Freundschaft ist beschwerlicher als Haß. Freilich, seinen Feinden braucht man nichts zu geben; aber wird einem die Rache denn so ganz leicht? Oder, wenn es süß und natürlich ist, dem, was man haßt, Böses anzuthun, gilt das nicht ebenso, wenn man dem, was man liebt, Gutes thut? Wäre es nicht drückend und peinlich, demselben nichts Gutes zu erweisen?

45) Es ist ein eigener Genuß, demjenigen in die Augen zu blicken, dem man eben gegeben hat.

46) Ich weiß nicht, ob eine Wohlthat, die einem Undankbaren und nicht minder einem Unwürdigen zu teil wird,

nicht einen anderen Namen erfordert und größere Anerkennung verdiente. [Labruyère denkt hier jedenfalls an „Gnade“.]

47) Echte Freigiebigkeit besteht weniger darin, viel, als vielmehr zur rechten Zeit zu geben.

48) Ist Erbarmen oder Mitleid in der That ein Mitempfinden fremder Leiden, welches uns an die Stelle der Unglücklichen versetzt, warum gewährt diesen unser Mitleid nur so wenig Trost in ihrem Elend?

Es ist besser, sich der Undankbarkeit auszusetzen, als den Unglücklichen etwas vorzuenthalten.

49) Die Erfahrung bestätigt es, daß Weichlichkeit oder Nachsicht der eigenen Person gegenüber und Hartherzigkeit gegen andere ein und dasselbe Laster sind.

50) Ein in Müh' und Arbeit abgehärteter Mensch, unerbittlich gegen sich selbst, muß mit außergewöhnlicher Vernunft begabt sein, um gegen andere nachsichtig zu sein.

Wie unangenehm es Einem auch sein mag, wenn man sich durch einen Bedürftigen belästigt sieht, so freut man sich anderseits doch auch nicht recht, wenn er etwas Vorteilhaftes findet, wodurch er sich endlich der Abhängigkeit von uns entziehen kann. So wird auch die Freude an der erhöhten Stellung eines Freundes ein wenig durch das kleinliche Mißgefühl aufgewogen, ihn über uns erhoben oder uns gleichgestellt zu sehen. So ist man mit sich selbst nicht ganz einig; denn man möchte gern Menschen haben, die von einem abhängen, aber es soll uns gar keine Unbequemlichkeit verursachen; auch will man das Glück seiner Freunde; ist es aber da, so sind wir nicht immer sogleich erfreut darüber.

51) Man kommt auf das freundlichste entgegen, ladet ein, bietet sein Haus, seinen Tisch, sein Vermögen und seine Dienste an: nur das Worthalten wird einem schwer.

52) Für sich selbst bedarf man nur eines treuen Freundes; ja, es ist schon viel, ihn gefunden zu haben; der Freunde aber, die auf unsere Bitte anderen gefällig sind, kann man nicht zu viel besitzen.

53) Wenn man genug Schritte bei gewissen Personen gethan hat, so daß man sie eigentlich hätte für sich gewinnen müssen, und ist trotzdem nicht zum Ziel gelangt, so gibt es nur noch ein Mittel: nämlich gar keinen Schritt weiter zu thun.

54) Mit seinen Feinden zu leben, als ob sie eines Tages

82) Diejenigen, welche ihre Sache gutmachen, verdienten allein beneidet zu werden, wenn man keinen besseren Entschluß fassen könnte, es nämlich noch besser als sie zu machen. Eine süße Rache an denen, die diese Eifersucht in uns erregen.

83) Einige wollen es nicht Wort haben, daß sie lieben und Verse machen, als wären das zwei Schwächen, die sie nicht einzugestehen wagen, eine Schwäche des Herzens und eine des Geistes.

84) Im Laufe des Lebens finden sich bisweilen so köstliche Freuden und so verlockende Verbindungen, die man uns verwehrt, daß der Wunsch wenigstens, sie möchten uns gestattet sein, natürlich ist. Etwas so Reizvolles kann nur dadurch übertroffen und aufgewogen werden, daß man aus sittlicher Kraft ihm zu entsagen vermag.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Gesellschaft und die Unterhaltung.

1) Ein recht abgeschmackter Charakter ist der, keinen zu haben.

2) Die Rolle eines Dummkopfs ist es, zudringlich zu sein; ein gewandter Mensch merkt, ob er gelegen kommt oder ob er langweilt; er weiß gerade vor dem Augenblicke, wo er irgendwie lästig würde, zu verschwinden.

3) Wo man nur hintritt, stößt man auf schlechte Spaßmacher, und es regnet allerwärts von dieser Art Ungeziefer. Ein guter Witzbold ist ein selten Ding, und für einen geborenen ist es noch ein sehr heikler Punkt, die Rolle lange Zeit durchzuführen; denn gewöhnlich erwirbt sich ein Spaßmacher keine Achtung.

4) Obscön sind viele, mehr noch schmähsüchtig oder satirisch, wenige feinsinnig. Die Kunst, mit wirklicher Anmut zu scherzen und auch über das Geringfügigste glückliche Einfälle zu haben, erfordert zu viel Gewandtheit, zu viel Feinheit und selbst zu viel produktive Anlage: solch ein Scherzen ist schöpferischer Art, es macht aus nichts etwas.

5) Wenn man aufmerksam achtgäbe auf alles, was an ödem, inhaltsleerem und kindischem Zeuge bei den gewöhnlichen Unterhaltungen mitunterläuft, so würde man vor Scham weder zuhören, noch sprechen mögen und sich vielleicht zu fortwährendem Stillschweigen aufs strengste entschließen, was für den Verkehr noch schlimmer wäre als alles unnütze Geschwätz. Am besten ist es also, sich zum geistigen

Niveau eines jeden herabzulassen, und es als ein notwendiges Uebel anzusehen, wenn — was immer in gleicher Weise wiederkehrt — falsche Neuigkeiten erzählt, unfruchtbare Betrachtungen über die gegenwärtige Regierung oder das Interesse der Fürsten gemacht und schöne Gemeinplätze ausgekramt werden. Lasse man denn Arunz in Sprichwörtern und Melinde von sich, ihren Nervenzufällen, ihrer Migräne und Schlaflosigkeit reden.

6) Manche Leute, die man kennen lernt, erregen bei den Unterhaltungen oder bei dem geringen Verkehr, in dem man mit ihnen steht, unser Mißfallen durch ihre lächerlichen Ausdrücke, mit den von ihnen gebrauchten neuen und so zu sagen in uneigentlichem Sinne angewandten Redensarten, sowie durch die Verbindung gewisser Worte, die nur in ihrem Munde sich zusammenfinden und mit denen sie Dinge bezeichnen, die so zu benennen ihren ersten Erfindern nie in den Sinn gekommen ist. Sie folgen beim Sprechen weder der Vernunft, noch dem Gebrauche, sondern ihrem wunderlichen Sinn, den die Begierde, unablässig zu witzeln und vielleicht zu glänzen, unmerklich auf eine Ausdrucksweise verfallen läßt, die ihnen eigen ist und sich endlich zu ihrer natürlichen Mundart gestaltet. Eine so extravagante Manier im Reden begleiten sie mit affektierten Gesten und einer angenommenen Aussprache. Alle sind überdies mit sich selbst und ihren geistigen Vorzügen zufrieden, und man kann nicht sagen, daß sie ganz und gar keine hätten; aber man bedauert sie, daß es nur so wenig sind, und, was noch schlimmer ist, man findet sie unausstehlich.

7) Was sagen Sie? Wie? Ich verstehe es nicht; ich bitte um Wiederholung. Ich verstehe es noch weniger. Endlich ahne ich: Sie wollen mir sagen, Acis, daß es kalt ist; warum sagten Sie nicht einfach: Es ist kalt? Sie wollen mir zu verstehen geben, daß es regnet oder schneit; sagen Sie doch: Es regnet, es schneit. Sie finden mein Aussehen gut und möchten mich deswegen beglückwünschen; nun, so sagen Sie: Ich finde, daß Sie wohl aussehen. — Aber, antworten Sie, das ist ja sehr einfach und sehr klar, und überdies, wer könnte es nicht ebenso sagen? — Was schadet das, Acis? Ist es ein so großes Unglück, verstanden zu werden, wenn man spricht, und so zu sprechen, wie alle Welt? Etwas fehlt Ihnen, Acis, Ihnen und Ihresgleichen, den Liebhabern des Schwulstes und Bombasts; Sie vermuten es gar nicht, und ich werde Sie in Erstaunen versetzen: etwas mangelt Ihnen — Geist. Das ist noch nicht alles; Sie besitzen auch etwas zu viel — die Meinung nämlich, mehr Geist als andere zu haben. Daher stammen Ihr pomphafter Gallimathias, Ihre konfusen Phrasen und aufgebauschten Worte, die nichts bedeuten. Sie wollen diesen Mann da anreden oder in dies Zimmer hier treten; ich zupfe Sie am Kleide und sage Ihnen ins Ohr: Denken Sie nur nicht daran, geistreich zu sein; seien Sie es nicht, finden sie sich hierein; sprechen Sie, wenn Sie können, ganz einfach, geradeso wie die, bei denen Sie kein bißchen Geist entdecken; möglicher Weise glaubt man dann, daß Sie welchen haben.

8) Wer ist sicher, in der Gesellschaft nicht selbstgefälligen, oberflächlichen, ungenierten und rücksichtslosen Leuten zu begegnen, die in einem geselligen Zirkel stets das Wort führen und die andern zum Zuhören verurteilen? Schon im Vorzimmer vernimmt man sie; man kann ohne Unannehmlichkeit und ohne Besorgnis, sie zu unterbrechen, eintreten: sie fahren in ihrer Mitteilung fort, ohne die mindeste Rücksicht auf Eintretende und Hinausgehende, auf Rang oder Verdienst der Gesellschaftsmitglieder; sie nehmen Einem, der eben eine Neuigkeit erzählen will, das Wort aus dem Munde, um sie nach ihrer Art vorzutragen, die natürlich die beste ist; sie wissen sie ja von — und lassen dabei den Titel „Herr" fort — Zamet, Ruccelay oder Conchini [Günstlinge des Hofs in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts], die sie aber gar nicht kennen, mit denen sie niemals gesprochen haben und die sie, falls sie mit ihnen sprächen, „allergnädigste Herren" titulieren würden. Sie nähern sich zuweilen dem Ohre des Vornehmsten in der Versammlung, um sie mit einem genaueren Umstand zu beglücken, den niemand kennt und von dem sie andere nicht unterrichtet wissen möchten; auch unterdrücken sie ein paar Namen, damit die von ihnen mitgeteilte Geschichte hübsch dunkel bleibe und allen Anwendungen vorgebeugt werde. Ihr bittet, ihr dringt ganz unnütz in sie; gewisse Dinge „können" sie nicht sagen, und gewisse Leute „dürfen" sie nicht nennen, ihr Wort ist dabei verpfändet; es handelt sich um ein äußerstes Geheimnis, um ein Mysterium; und außerdem verlangt ihr ganz Unmögliches von ihnen: denn in der Geschichte, worüber ihr von ihnen Aufklä-

rung wünscht, wissen sie weder die Thatsache, noch die Personen.

9) Arrias hat alles gelesen, alles gesehen; wenigstens will er das glauben machen. Er ist ein Universalmensch und gibt sich für solchen aus; lieber lügt er, als daß er schweigt oder etwas nicht zu wissen scheint. Man spricht bei Tafel von einem Großen an einem nordischen Hofe; sofort entreißt er denen das Wort, die ihre Kenntnisse darüber eben mitteilen wollten. Er findet sich in jener fernen Gegend zurecht, als wenn es seine Heimat wäre; er verbreitet sich über die Sitten dieses Hofes, über die Frauen des Landes, über seine Gesetze und Gebräuche; er erzählt Histörchen, die dort sich zutrugen, findet sie drollig und belacht sie selbst zuerst von Herzen. Jemand wagt, ihm zu widersprechen und beweist ihm klärlich, daß er unwahres Zeug vorgebracht habe. Arrias wird durchaus nicht verlegen, sondern gerät gar in Hitze gegen den Mann, der ihn unterbrochen: „Ich bringe nichts vor," erwidert er ihm, „und erzähle nichts, was ich nicht aus bester Quelle kenne; ich weiß es von Sethon, dem französischen Gesandten an jenem Hofe, der seit einigen Tagen nach Paris zurückgekommen ist, und dessen intimer Bekannter ich bin; ich habe ihn eingehendst gefragt und er hat mir keinen Umstand verhehlt." Damit wollte er den Faden seiner Erzählung mit noch größerer Zuversicht als anfangs wieder aufnehmen; einer der Eingeladenen aber sagte zu ihm: „Der Herr, mit dem Sie sprechen, ist Sethon selbst, der soeben von seinem Gesandtschaftsposten zurückgekehrt ist."

10) Man hat, wenn man an einer Unterhaltung sich beteiligt, die Wahl zwischen einer gewissen Lässigkeit, mitunter auch Zerstreutheit im Sprechen, wodurch wir den Gegenstand des Gesprächs ganz aus dem Auge verlieren und deshalb zu unpassenden Fragen oder zu unklugen Antworten veranlaßt werden; und zwischen einer überlästigen Aufmerksamkeit, mit der man auf das geringste Wort, das einem entschlüpft, achtet, um es wieder aufzunehmen, damit umherzuspielen, ein Geheimnis darin zu entdecken, das den andern entgeht, und Feinheit und Scharfsinn dahinter zu suchen, einzig und allein, um Gelegenheit zu haben, den seinigen dabei anzubringen.

11) Vernarrtheit in sich selbst und feste Ueberzeugung von der eigenen geistigen Ueberlegenheit trifft man eben nur

bei demjenigen, der sie nicht oder nur wenig davon besitzt. Wehe, im letzteren Falle, dem, welcher dem Gespräche mit einem solchen Menschen ausgesetzt ist! Wie viel niedliche Phrasen wird er ausstehen müssen, wie viel von den abenteuerlichen Worten, die plötzlich auftauchen, eine Zeit sich halten und die man bald nie wiederhört! Wenn er eine Neuigkeit erzählt, so geschieht es weniger zu dem Zwecke, daß seine Zuhörer sie erfahren, als um das Verdienst der Mitteilung derselben, und zwar der gelungenen Mitteilung zu haben. So wird sie denn unter seinen Händen zu einem Roman. Er läßt die Leute in seiner Art denken, legt ihnen seine kleinen Sprecheigenheiten in den Mund, und läßt sie stets ausführlich reden. Darauf verwickelt er sich in Parenthesen, die für Episoden gelten können, aber worüber sowohl er, der Sprecher, als auch ihr, seine geduldigen Zuhörer, die Hauptgeschichte aus dem Gedächtnis verliert. Was würde wohl aus euch und ihm, wenn nicht glücklicherweise jemand plötzlich dazu käme, den Zuhörerkreis störte und die Erzählung in Vergessenheit brächte?

12) Ich höre den Theodekt schon im Vorzimmer; er spricht mit desto lauterer Stimme, je näher er kommt. Da ist er: er lacht, er schreit — welch Getöse! Man hält sich die Ohren zu, das ist ein Donnerschall. Er flößt nicht weniger Entsetzen ein durch das, was er sagt, als durch den Ton seiner Stimme. Und wenn er sich endlich beruhigt und von diesem gewaltigen Lärm nachläßt, so stottert er vornehm Nichtigkeiten und Albernheiten heraus. Er berücksichtigt so wenig die Zeit, die Personen oder den Anstand, daß jeder sein Teil abbekommt, ohne daß dies in seiner Absicht liegt; er hat sich noch nicht niedergelassen, und schon hat er, ohne es zu wissen, die ganze Gesellschaft verletzt. Hat man aufgetragen, so setzt er sich zuerst an die Tafel und auf den ersten Platz; die Frauen sitzen rechts und links von ihm. Er ißt, trinkt, erzählt, scherzt, unterbricht zu gleicher Zeit. Er kennt keine Unterscheidung der Personen, weder des Wirtes, noch der Gäste; er mißbraucht die thörichte Nachgiebigkeit, die man ihm erzeigt. Ist er es oder ist es Eutidem, der das Gastmahl gibt? Er nimmt die ganze Autorität der Tafel für sich in Anspruch, und man kommt noch besser dabei fort, wenn man sie ihm unbedingt läßt, als wenn man sie ihm streitig macht. Wein und Speisen erhöhen den

für das Gewand des Rechtsgelehrten oder für die Kirche; es gibt fast keine andere Berufung.

6) Zwei Kaufleute waren Nachbarn und trieben denselben Handel, hatten aber in der Folge ein ganz verschiedenes Schicksal. Jeder besaß eine einzige Tochter; die Mädchen waren zusammen erzogen und lebten in jener Vertraulichkeit, welche gleiches Alter und gleiche Lage erzeugen. Die eine von ihnen sucht, um dem äußersten Elend zu entgehen, eine Stellung; sie tritt in den Dienst einer sehr vornehmen Dame, einer der ersten am Hofe, — in den Dienst ihrer Gespielin.

7) Ist ein Finanzmann in seinen Spekulationen nicht glücklich, so sagen die Hofleute von ihm: „Es ist ein Bürgerlicher, ein Mensch von niederer Herkunft, ein Tölpel;“ wenn er Glück hat, bewerben sie sich um seine Tochter.

8) Einige Leute haben in ihrer Jugend ein gewisses Handwerk erlernt, um für ihr übriges Leben ein anderes, ganz verschiedenes, zu treiben.

9) Ein Mensch ist häßlich, von kleiner Gestalt, und wenig begabt; man flüstert mir ins Ohr: „Er hat fünfzigtausend Pfund Rente.“ Das ist lediglich seine Sache, und ich werde deswegen weder schlimmer noch besser daran sein. Finge ich an, ihn mit anderen Augen zu betrachten, und wäre es mir unmöglich, anders zu thun — welch eine Beschränktheit!

10) Ein sehr vergebliches Unternehmen wäre es, einen sehr beschränkten, aber sehr reichen Menschen lächerlich machen zu wollen; die Lacher sind auf seiner Seite.

11) Falls N.. nur einen flegelhaften, barschen, wie ein Schweizer sich gebärdenden Thürsteher sich hält, dabei einen Vorsaal und ein Vorzimmer besitzt und hier jemand sehnlichst harren und seine Zeit unnütz vergeuden läßt, endlich aber mit gewichtiger Miene und abgemessenem Schritt erscheint, halbes Gehör schenkt und nicht zur Thür begleitet, so wird er, wie untergeordnet er auch sonst sein mag, sich dadurch doch selbst einen Anstrich von Ansehen und Bedeutung geben.

12) Ich nahe mich deiner Thür, Klitiphon; daß ich dich um einen Dienst bitten muß, zwingt mich, mein Lager und Zimmer zu verlassen. Wollten die Götter lieber, daß ich weder deines Schutzes bedürfte, noch dich zu belästigen

brauchte! Deine Sklaven sagen mir, du habest dich eingeschlossen und könnest mir vor einer vollen Stunde nicht Gehör schenken. Ich kehre vor der bezeichneten Zeit zurück, und sie sagen mir, daß du ausgegangen bist. Was thust du denn, Klitiphon, so Mühseliges in jenem entlegensten Fleck deiner Wohnung, daß es dich verhindert, mich einmal vorzulassen? Memoiren reihst du aneinander, stellst ein Register zusammen, unterzeichnest, machst deine Namenszüge. Ich hatte dich nur um eine einzige Angelegenheit zu ersuchen, und du brauchtest mir nur ein Wort zu antworten: ja oder nein. Willst du dich kostbar machen? So erweise dich gegen die von dir Abhängigen gefällig; durch solches Betragen wirst du es mehr sein, als wenn du dich nicht blicken lässest. O du wichtiger und mit Geschäften beladener Mann, wenn du deinerseits meiner Dienste benötigen solltest, so komm in mein einsames Arbeitszimmer; der Philosoph ist zugänglich; ich werde dich gewiß nicht auf einen anderen Tag verweisen. Du wirst mich über Platos Büchern finden, die von der geistigen Natur der Seele und ihrem Unterschied vom Körper handeln, oder mit der Feder in der Hand, um die Entfernungen des Saturns und Jupiters zu berechnen; ich bewundere Gott in seinen Werken und suche, durch die Erkenntnis der Wahrheit, mich geistig und sittlich zu bilden. Tritt nur ein, die Thüren sind alle geöffnet; mein Vorzimmer ist nicht dazu bestimmt, damit man sich, wartend auf mich, darin langweile; komm nur gleich auf mich zu und laß dich nicht erst anmelden. Köstlicheres als Gold und Silber bringst du mir, wenn es eine Gelegenheit ist, dir zu Diensten zu sein. Sprich, was soll ich denn für dich thun? Soll ich meine Bücher, meine Studien verlassen, mein Werk und selbst diese eben begonnene Linie unterbrechen? Welch glückliche Unterbrechung für mich, wenn ich dir damit nützen kann! Der Geld- und Geschäftsmann ist ein unbezähmbarer Bär; nur mit Mühe bekommt man ihn in seinem Kontor zu Gesicht, oder vielmehr, man bekommt ihn gar nicht zu sehen: denn zuerst sieht man ihn noch nicht, und bald sieht man ihn nicht mehr. Der Mann der Wissenschaft dagegen ist so zugänglich wie ein Brunnen auf einem Marktplatz; von allen wird er gesehen, zu jeder Stunde, in allen Zuständen, bei Tisch, im Bett, entkleidet, in Kleidern, gesund oder krank; er kann nicht „wichtig“ sein und will es auch nie sein.

13) Neiden wir gewissen Leuten ihre großen Reichtümer nicht; sie besitzen dieselben unter sehr lästigen und für uns niemals annehmbaren Bedingungen; sie haben ihre Gesundheit, ihre Ruhe, ihre Ehre und ihr Gewissen dem Besitz derselben geopfert; das ist ein teurer Erwerb, und bei solchem Handel ist nichts zu gewinnen.

14) Die Finanzpächter [welche die Einkünfte des Königs pachteten und dabei sehr schnell reich wurden] erregen in uns stufenweise alle Empfindungen. Erst verachtet man sie, wegen ihrer dunklen Herkunft; dann beneidet, haßt, fürchtet man sie, bisweilen empfindet man Achtung gegen sie und respektiert sie; man lebt lange genug um sie endlich zu bemitleiden.

15) Vermittelst einer kleinen Einnahme hat sich Sosius vom Lakaien zum Unterpächter emporgeschwungen; und durch Erpressungen, Gewaltthätigkeiten und Mißbrauch seiner Amtsbefugnisse ist er endlich auf den Trümmern mehrerer Familien zu einer gewissen Stufe des Ansehens gelangt. Durch ein Amt adlig geworden, braucht er nun nur noch ein Ehrenmann zu werden; die Stelle eines Kirchenvorstehers hat dieses Wunder fertig gebracht.

16) Arfure machte allein und zu Fuß den Weg nach dem großen Säulengang von Saint **, hörte von weitem die Predigt eines Karmelitermönchs oder eines schriftgelehrten Predigers an, den sie nur in schräger Richtung sehen konnte, und von dessen Worten ihr viele verloren gingen. Mit ihrer Jugend war man nicht ganz im klaren, bekannt aber, wie ihre Person, war ihre Andachtsliebe. Ihr Gatte ist zu dem sogenannten „achten Denar" gelangt [so hieß eine Abgabenpacht, die 12½ % abwarf]; welch ungeheures Glück in weniger als sechs Jahren! Nun kommt sie nur noch zu Wagen nach der Kirche; man trägt ihre schwere Schleppe; der Redner hält inne, während sie sich setzt; sie sieht ihn von vorn, keins seiner Worte und nicht die geringste seiner Gebärden entgeht ihr; es entsteht eine förmliche Bewerbung unter den Priestern, wer ihr die Beichte abnehmen soll; alle wollen ihr die Absolution erteilen, aber der Pfarrer trägt den Sieg davon.

17) Man trägt den Krösus auf den Kirchhof. Von allen seinen ungeheuren Reichtümern, die Diebstahl und Erpressung ihm erworben hatten und er durch luxuriöse und schwelgerische Lebensweise durchgebracht hat, sind ihm nicht die Mittel für seine Beerdigung übrig geblieben. Er ist zahlungsunfähig

gestorben, ohne Vermögen und folglich aller Hilfsleistungen beraubt. Man hat bei ihm keinerlei erfrischende oder herzstärkende Getränke, keine Aerzte und nicht den geringsten Geistlichen gesehen, der ihn des ewigen Heiles versicherte.

18) Champagne unterzeichnet beim Weggehen von einem langen Mittagsmahle, das ihm den Magen anschwellt, und berauscht durch den süßen Wein von Avenay und Sillery, einen ihm vorgelegten Befehl, der einer ganzen Provinz das Brot nehmen würde, wenn man ihm nicht vorbeugte. Der Herr ist zu entschuldigen: wie sollte jemand auch in der ersten Stunde der Verdauung auf den Gedanken kommen, daß man irgendwo vor Hunger sterben könne?

19) Sylvain ist mittelst seiner Finanzpächter-Einkünfte zu Geburt und einem anderen Namen gelangt; er ist Herr des Kirchspiels, wo seine Vorfahren die Steuer zahlten, von der Adel und Geistlichkeit enthoben sind; ehemals hätte er bei Kleobul nicht als Page eintreten können, heute ist er sein Schwiegersohn.

20) Dorus läßt sich in einer Sänfte durch die Appische Straße tragen, voran seine Freigelassenen nnd Sklaven, die das Volk zur Seite treiben und es Platz machen heißen; ihm fehlen nur noch Liktoren. Mit diesem Geleite zieht er in Rom ein, wo er über die Niedrigkeit und Armut seines Vaters Sanga zu triumphieren scheint.

21) Man kann keinen größeren Nutzen von seinem Vermögen haben als Periander; es gibt ihm Rang, Kredit, Autorität; schon bittet man ihn nicht mehr, er möge seine Freundschaft gütigst zugestehen, man fleht ihn bereits um seine Protektion an. Er fing damit an, von sich zu sagen: ein Mann wie ich; nun sagt er schon: ein Mann von Stande wie ich. Er gibt sich als Standesperson, und niemand von denjenigen, welchen er Geld leiht oder die er an seiner feinbesetzten Tafel empfängt, würde dagegen etwas einwenden wollen. Seine Wohnung ist prächtig; dorische Säulen treten an allen Außenseiten hervor; das ist keine Pforte, sondern ein Portikus. Ist dies das Haus eines Privatmannes, ist es ein Tempel? Das Volk weiß nicht, was es denken soll. Er ist der herrschende Gebieter des ganzen Stadtviertels. Ihn beneidet man, seinen Fall möchte man schauen; seine Frau ist es, die mit ihrem Perlenhalsband sich alle Frauen der Nachbarschaft zu Feindinnen gemacht hat. Alles verträgt

sich bei diesem Manne; noch widerspricht sich nichts in der Größe, die er erworben hat, für die er nichts schuldig geblieben ist, die er bezahlt hat. Warum ist aber nur sein so alter und hinfälliger Vater nicht vor zwanzig Jahren gestorben, bevor noch irgend etwas über Periander in der Welt verlautete! Wie wird er die verhaßten Einladungen zum Begräbnisse ertragen können, welche die persönlichen Verhältnisse enthüllen und oft Witwe und Erben schamrot machen? Wird er sie verheimlichen können vor den Blicken einer ganzen eifersüchtigen, boshaften, scharfsehenden Stadt und auf Kosten von tausend Menschen, die bei Leichenbegängnissen durchaus ihren Rang behaupten wollen? Will man anderseits, daß er seinen Vater „edler Mann" und vielleicht gar bloß „ehrenwerter Mann" betiteln soll, er, der gnädiger Herr ist? [„Edel" hießen die Bürger von einiger Wichtigkeit; „ehrenwerth" kleinere Bürger, Kaufleute, Handwerker; „gnädige Herren" waren nur die Personen von Stande. Boileau durfte diesen Titel erst nach Ausweis seines Adels führen.]

22) Wieviel Menschen gleichen jenen schon starken und entwickelten Bäumen, welche man in die Gärten verpflanzt, wo sie die Augen derer überraschen, die sie an schönen Orten angebracht erblicken, wo sie dieselben nicht haben wachsen sehen, so daß sie weder ihr erstes Wachstum noch ihre Entwickelung kennen!

23) Kämen manche Verstorbene auf die Welt zurück und sähen die großen Namen, welche sie ehemals trugen, und ihre mit den besten Standestiteln versehenen Landgüter nebst ihren Schlössern und den Häusern ihrer Ahnen im Besitze von Leuten, deren Väter vielleicht ihre Pächter waren — welchen Begriff würden sie sich von unserem Jahrhundert machen können?

224) Wie gering Gott es achtet, wenn er den Menschen Reichtümer, Geld, hohe Aemter und andere Güter verleiht, ersieht man am besten aus seiner Verteilung derselben, und an der damit am reichlichsten bedachten Menschensorte.

25) Wenn ihr in die Küchen geht, wo man das Geheimnis, eurem Gaumen zu schmeicheln und eure Eßlust über Bedürfnis zu reizen, in ein kunstvolles System gebracht sieht; wenn ihr all die Bereitungen der Speisen genau beobachtet, die das für euch zugerichtete Gastmahl bilden sollen; wenn

ihr wahrnehmt, durch was für Hände sie wandern, und all die verschiedenen Gestalten, die sie annehmen, betrachtet, bevor sie ein exquisites Gericht werden und die Sauberkeit und Zierlichkeit erlangen, die eure Augen entzücken, euch die Wahl erschweren und zu dem Entschlusse bringen, von allem nur zu kosten; kurz, wenn ihr das ganze Mahl anderswo als auf einer wohlgedeckten Tafel erblickt — wie unsauber und wie ekelerregend! Und wenn ihr hinter eine Bühne geht und die Gewichte, die Räder, das Seilwerk überzählt, welche für die Flugvorrichtungen und die Maschinen bestimmt sind; wenn ihr erwägt, wie viele Leute mit der Ausführung dieser Bewegungen sich befassen müssen, welche Armkraft, welche Sehnenanspannung sie dabei aufwenden — ihr werdet sprechen: Sind das die Ursachen und Hilfsmittel bei diesem so schönen, so natürlichen Schauspiel, welches durch sich selbst belebt und in Aktion zu sein scheint? Und ihr werdet ausrufen: Was für Anstrengungen, was für ein gewaltsamer Kraftaufwand! Ebenso rate ich euch: ergründet nicht, wie es die Geldleute zu etwas gebracht haben.

26) Der frische, blühende Bursche da, mit strahlender Gesundheit, ist Herr einer Abtei und zehn anderer rentabler geistlicher Aemter. Alle zusammen bringen ihm hunderttzwanzigtausend Pfund Revenuen ein, die ihm nur in blanken Goldstücken gezahlt werden. Anderwärts leben hundertzwanzig arme Familien, die sich während des Winters kein Feuer machen können, die keine Kleider haben, sich zu bedecken, und denen oft das Brot fehlt; ihre Armut ist grenzenlos und entsetzlich. Welche Verteilung! Und deutet das nicht klärlich auf ein zukünftiges Leben?

27) Chrysipp, ein Emporkömmling und der erste Edelmann in seiner Familie, strebte vor dreißig Jahren danach, eines Tages sich im Besitze nur eines Vermögens von zweitausend Pfund Rente zu sehen; dies war der Gipfel seiner Wünsche und sein höchster Ehrgeiz. So hat er sich geäußert und man erinnert sich dessen noch. Nun ist er gar so weit gekommen, auf welchem Wege weiß ich nicht, der einen seiner Töchter als Mitgift so viel in Revenuen geben zu können, wie er selbst sich einst als ganzes Vermögen während seines Lebens zum Kapitale wünschte. Eine gleiche Summe liegt in seinen Schatullen abgezählt für jedes seiner anderen Kinder, die er noch versorgen muß, und er hat eine große Menge

79) Dieser Palast, diese Möbel, Gärten, diese schönen Gewässer entzücken euch und entlocken euch beim ersten Blick einen Freudenruf über ein so köstliches Haus und das seltene Glück des Besitzers. Er ist nicht mehr; er hat davon keinen so angenehmen und ruhigen Genuß gehabt wie ihr; er hat nie darin einen heiteren Tag, noch eine ruhige Nacht verlebt; er hat sich in ein Meer von Schulden gestürzt, um es auf diesen euch entzückenden Grad der Schönheit zu bringen. Seine Gläubiger haben ihn fortgejagt; er wandte sein Haupt und schaute es von ferne zum letztenmal an und starb vor Kummer.

80) Bei manchen Familien kann man nicht umhin, das gewahr zu werden, was man Launen des Zufalls oder Spiel des Schicksals nennt. Seit hundert Jahren sprach man von diesen Familien nicht, waren sie gar nicht vorhanden; plötzlich öffnet sich der Himmel zu ihren Gunsten; zu wiederholten Malen strömen Güter, Ehren, Würden auf sie herab, sie schwimmen förmlich im Glücke. Eumolp, einer von jenen Menschen, die keine Großväter besitzen, hat wenigstens einen Vater gehabt, der sich so hoch emporgeschwungen, daß alles, was er während eines langen Lebenslaufes wünschen konnte, war, ihn zu erreichen, und er hat ihn erreicht. Besaßen diese beiden Personen etwa eminenten Geist, hohe Kapazität? Oder gelang es durch Benützung glücklicher Umstände? Zuletzt aber lächelt ihnen das Glück nicht mehr; es treibt sein Spiel anderswo und behandelt ihre Nachkommen, wie es ihre Vorfahren behandelte.

81) Die unmittelbarste Ursache zum Ruin und zur Zerrüttung der Verhältnisse von Personen des Gerichts- und Soldatenstandes ist, daß der Rang allein, und nicht das Vermögen, den Aufwand bestimmt.

82) Wenn ihr für euer Glück nichts zu thun vergessen habt, wie viel Mühe hat euch das gekostet; wenn ihr aber auch das Geringste versäumt habt, wie sehr bereut ihr es!

83) Giton hat eine frische Gesichtsfarbe, ein volles Gesicht und herabhängende Wangen, einen festen und sicheren Blick, breite Schultern, einen runden Bauch und einen sicheren, entschlossenen Schritt. Er spricht mit Selbstvertrauen, läßt den, der mit ihm spricht, dessen Worte wiederholen und findet nur mäßigen Geschmack an allen Reden desselben. Er entfaltet ein umfangreiches Taschentuch und schneuzt sich mit

großem Geräusch; er spuckt weit von sich und niest sehr laut. Er schläft des Tages, er schläft des Nachts, stets tief; er schnarcht selbst in Gesellschaft. Bei Tische und auf der Promenade beansprucht er mehr Platz als andere; geht er mit seinesgleichen spazieren, so ist er in der Mitte; er hält an, und alles wartet; er setzt den Weg fort, und alles geht weiter mit; alle richten sich nach ihm. Er unterbricht; er berichtigt die, welche das Wort haben; ihn unterbricht man nicht; man hört ihm so lange zu, wie er sprechen will; man ist seiner Ansicht, glaubt die Neuigkeiten, die er zum besten gibt. Wenn er sich setzt, so seht ihr ihn in einem Fauteuil sich versenken, die Beine übereinanderschlagen, die Augenbrauen runzeln, den Hut in die Augen drücken, um niemand zu erblicken, oder ihn wieder in die Höhe heben und seine Stirn voll kühnen Stolzes entblößen. Er ist aufgeräumt, lacht sehr gern, ungeduldig, heftig, freigeistisch, politisiert gern, thut bezüglich der Zeitangelegenheiten geheimnisvoll; er schreibt sich Talente und Geist zu — kurz, er ist reich.

Phädon hat tiefliegende Augen, erhitzte Hautfarbe, einen dürren Körper und ein mageres Gesicht; er schläft wenig und hat einen sehr leichten Schlummer. Er ist nie recht bei der Sache, und ein Träumer, und trotz seines Geistes sieht er beschränkt aus. Er vergißt sein Wissen auszusprechen oder von ihm bekannten Begebenheiten zu reden, und wenn er es bisweilen thut, so macht er es schlecht; er glaubt denen beschwerlich zu fallen, mit welchen er spricht; er berichtet kurz, aber trocken; er weiß nicht zu fesseln, nicht zum Lachen zu bewegen. Er zollt Beifall und lächelt bei dem, was andere ihm sagen, und ist ihrer Meinung; er läuft und fliegt, um ihnen kleine Dienste zu erweisen; er ist zuvorkommend, schmeichlerisch, voller Eifer. Kommen seine eigenen Angelegenheiten in Frage, so ist er geheimnisvoll, lügt manchmal auch. Er ist peinlich genau und gewissenhaft, dabei schüchtern; geht unhörbar auf den Zehen einher, und scheint fast Scheu davor zu haben, auf den Boden zu treten. Er schreitet mit niedergeschlagenen Augen einher und wagt sie nicht vor den ihm Begegnenden zu erheben. Niemals gehört er zur Zahl derer, die einen Kreis bilden, um sich zu unterhalten; er stellt sich hinter den, welcher spricht, fängt alle Worte verstohlen auf und zieht sich zurück, wenn man ihn bemerkt. Er nimmt keinen festen Platz ein und bleibt nie an einem

bestimmten Orte; er geht mit zusammengezogenen Schultern, hat seinen Hut in die Stirn gedrückt, um nicht gesehen zu werden; er versteckt sich in den Falten seines Mantels. Mögen die Straßen und Galerien noch so voller Menschengewirr sein, er weiß immer ohne Anstrengung durchzukommen und sich ohne Aufsehen fortzuschleichen. Bittet man ihn Platz zu nehmen, so setzt er sich kaum auf den Stuhlrand; er spricht in der Unterhaltung leise und undeutlich; bei seinen Freunden aber redet er freimütig über die öffentlichen Angelegenheiten, voll Aergers über das jetzige Zeitalter, nur mäßig eingenommen für das Ministerium und die Minister. Er öffnet den Mund nur zur Antwort; hustet, schnäuzt sich hinter seinem Hute, spuckt fast auf seinen Rock und wartet, bis er allein ist, um zu niesen, oder, begegnet ihm das einmal, so merkt die Gesellschaft doch nichts davon; es kostet keinem ein „Wohlbekomms!" oder ein Kompliment. Mit einem Wort: — er ist arm.

Siebentes Kapitel.

Von der Stadt [Paris].

1) In Paris gibt man sich, ohne sich jedoch zu sprechen, gleichsam ein öffentliches, aber sehr pünktliches Stelldichein alle Abende im Cours [der Cours-la-Reine, ein Spazierweg längs der Seine, ist heut in den Champs-Elysées mit inbegriffen] oder in den Tuilerien, um sich gegenseitig zu beschauen und zu bekritteln.

Man kann der Gewohnheit dieser großen Welt nicht entsagen, obwohl man sie nicht liebt und über sie spottet.

Man erwartet sich gegenseitig zur Vorbeifahrt auf einer öffentlichen Promenade [Vincennes]; man läßt daselbst einen nach dem andern die Musterung passieren: Wagen, Pferde, Livreen, Wappen, nichts entgeht den Augen, alles wird neugierig oder boshaft gemustert, und je nach der größeren oder geringeren Pracht des Aufzugs respektiert man die Personen oder schätzt sie gering.

2) Jeder kennt den langen Wall [Quai Saint-Bernard], der das Bett der Seine auf der Seite begrenzt und einengt, wo sie mit der Marne, die sie kurz vorher aufgenommen, in Paris eintritt. Die Männer baden sich da unten während der Hundstagshitze, man sieht ganz in der Nähe, wie sie sich ins Wasser stürzen und wieder herauskommen, und das ist ergötzlich. Ist diese Jahreszeit noch nicht gekommen, so promenieren auch die Damen der Stadt dort noch nicht; ist sie aber vorüber, so gehn sie dort nicht mehr spazieren.

3) Wo alle Welt zusammenströmt und die Weiber sich

versammeln, um einen schönen Stoff zur Schau zu stellen und die Früchte ihrer Toilette zu ernten, promeniert man mit einer Gefährtin nicht, weil man das Bedürfnis hätte, sich zu unterhalten; nein, man kommt zueinander, um sich mehr Gewißheit über das Theater zu verschaffen, wo man selbst eben eine Art Rolle gespielt hat, ferner um sich mit dem Publikum in vertraulicheren Verkehr zu setzen und sich gegen die Kritik sicherzustellen. Dort gerade spricht man miteinander, ohne sich etwas zu sagen, oder vielmehr, man spricht für die Vorübergehenden, gerade für diejenigen, um derentwillen man die Stimme erhebt; man gestikuliert und schwatzt, senkt nachlässig den Kopf und geht auf und ab.

4) Die Stadt ist in verschiedene Gesellschaften geteilt, die ebensovielen kleinen Staaten gleichen, mit eigenen Gesetzen, Gebräuchen, eigner Sprache und Witzworten. So lange eine solche Vereinigung noch in ihrer Kraft steht und die Mitglieder noch stark für einander eingenommen sind, findet man nur das gut gesagt und gut gethan, was von den Genossen ausgeht, und man ist unfähig, Geschmack an Anderswoherrührendem zu finden, und das geht selbst bis zur Verachtung der in die Geheimnisse der betreffenden Gesellschaft nicht Eingeweihten. Jemand mag der geistreichste Mensch von der Welt sein; hat ihn der Zufall in die Mitte solcher Leute geführt, so bleibt er ihnen fremd; er befindet sich unter ihnen wie in einem fernen Lande, dessen Straßen, Sprache, Sitten und Gesetze ihm unbekannt sind. Er sieht ein Volk, das plaudert, summt, sich ins Ohr flüstert, hell auflacht und dann wieder in düstres Schweigen verfällt. Er gerät aus der Fassung, weiß nicht, wo er ein einziges Wort anbringen soll und hat nicht einmal Gelegenheit, zuzuhören. Niemals fehlt in solchem Kreise ein schlechter Spaßmacher, der den Ton angibt und gewissermaßen der Held der Gesellschaft ist. Dieser hat sich die Belustigung der andern zur Aufgabe gemacht und erregt immer schon Gelächter, ehe er noch gesprochen hat. Kommt bisweilen eine Dame hierher, die von diesen Amüsements nichts weiß, so kann die ausgelassene Bande nicht begreifen, daß sie über Dinge nicht mitlachen mag, die sie gar nicht versteht, und unempfänglich für Albernheiten scheint, die jene selbst nur verstehen, weil sie dieselben gemacht haben. Sie finden an dem Ton ihrer Stimme, an ihrem Schweigen, ihrer Gestalt, ihrem Gesicht,

Vgl. Knigge!

ihrer Kleidung, ihrer Art hereinzutreten und hinauszugehen, etwas auszusetzen. Doch gehen nicht zwei Jahre über eine und dieselbe Koterie hin; stets schon im ersten Jahre bilden sich die Keime der Zwietracht, um im folgenden auszubrechen; Parteinahme für die Schönheit, Zwischenfälle beim Spiel, übermäßiger Aufwand bei den Essen, die, anfangs bescheiden, bald zu Pyramiden von Speisen und kostspieligen Gastereien ausarten, all dies zerrüttet einen solchen Staat und versetzt ihm endlich den Todesstreich. Und in äußerst kurzer Zeit wird von diesem Völkchen ebensowenig mehr gesprochen wie von den Fliegen des vergangenen Jahres.

5) In der Stadt gibt es die große und die kleine Robe [Amtsgewand des Richterstandes: Magistrat und Räte — Advokaten und Prokuratoren]; und die erstere rächt sich an der anderen wegen der Herabsetzung am Hofe und der kleinen Demütigungen, die sie daselbst auszustehen hat. Es ist keine leichte Sache, die Grenzen beider zu kennen und zu wissen, wo die große aufhört und wo die kleine beginnt. Es findet sich selbst eine beträchtliche Gesellschaft, die nicht zur zweiten Ordnung gehören will und der man die erste streitig macht. Trotzdem ergibt sie sich nicht, sucht im Gegenteil durch Würde und Aufwand sich den Magistratspersonen gleichzustellen oder weicht ihnen nur gezwungen; man hört sie sagen, der Adel ihres Amtes, die Unabhängigkeit ihres Berufs, das Talent der Rede und persönliches Verdienst wiegen zum wenigsten die Tausendfrankensäcke auf, die der Sohn des Finanzpächters oder des Bankiers für seine Stelle hat zahlen müssen.

6) Findet ihr es lächerlich, in eurer Karosse zu träumen oder vielleicht euch darin auszuruhen? Schnell, nehmt euer Buch oder eure Papiere vor, lest, grüßt kaum die Leute, die in ihrer Equipage vorüberrollen; sie werden euch für sehr beschäftigt halten; sie werden sagen: „Dieser Mann ist arbeitsam, unermüdlich; er liest und arbeitet selbst auf den Straßen oder auf der Reise.“ Lernt vom geringsten Advokaten, daß man mit Geschäften überhäuft erscheinen, die Augenbrauen runzeln, und über etwas sehr tief nachsinnen, auch bei gelegener Zeit Essen und Trinken zu vergessen wissen muß; daß man in seinem Hause kaum sich sehen lassen darf, vielmehr verschwinden und wie ein Phantom in das Dunkel seines Kabinetts sich verlieren, sich vor dem Publikum ver-

bergen, das Theater vermeiden und es denen überlassen muß, die durch ihr Erscheinen daselbst nichts riskieren, die kaum die Muße dazu übrig haben, — einem Gomon, einem Du Hamel. [Letztere beiden berühmte und vielbeschäftigte Advokaten jener Zeit].

7) Es gibt eine Anzahl junger Magistratspersonen, die auf Grund ihres großen Vermögens und von ihrer Vergnügungssucht veranlaßt sich Leuten aus dem Kreise derer angeschlossen haben, die man bei Hofe Petitsmaitres nennt: sie ahmen sie nach, setzen sich kühn über den Ernst ihres Amtes hinweg und meinen, wegen ihres Alters und Vermögens der verständigen und maßvollen Lebensführung überhoben zu sein. Die schlimmsten Seiten des Hofes eignen sie sich an, Eitelkeit, Weichlichkeit, Unmäßigkeit und Ausschweifungen, wie wenn sie diese Laster notwendig besitzen müßten, und indem sie solchergestalt einen Charakter affektieren, der weit entfernt von dem eigentlich durch sie zu behauptenden ist, werden sie schließlich, wie sie es wünschen, treue Kopien sehr schlechter Originale.

8) Ein Mann der Robe in der Stadt und derselbe am Hofe sind zweierlei Persönlichkeiten. Nach Hause zurückgekehrt, nimmt er seine Gewohnheiten, Haltung und Miene wieder an, die er hier zurückgelassen hatte: er ist nun nicht mehr so verlegen, auch nicht mehr so höflich.

9) Die Crispine schießen ihr Geld zusammen und bringen es in ihrer Familie zu sechs Pferden, um einer Equipage eine solche Länge zu geben, daß sie, mit einem Schwarm von Livreebedienten, zu denen jeder sein Teil beigetragen, am Hofe oder zu Vincennes triumphieren können und sich den jungen Eheleuten gleichstellen dürfen, dem Jason, der sich zu Grunde richtet, und dem Thrason, der sich verheiraten will und sein Geld in den öffentlichen Schatz niedergelegt hat, um ein bedeutendes Amt, das er kaufen will, zu bezahlen.

10) Ich höre von den Sannions reden: „Gleicher Name, gleiche Wappen; die ältere Linie, die jüngere Linie, die jüngeren der zweiten Linie;“ jene führen die vollen Wappen, diese bringen einen Turnierkragen als Beizeichen an und die andern eine gezackte Einfassung. Sie haben mit den Bourbons eine und dieselbe Farbe, ein und dasselbe Metall; sie führen, wie sie, zwei Wappenstücke und eins gegen die Spitze: es sind freilich keine Lilien, aber sie trösten sich darüber; vielleicht finden sie in ihrem Herzen ihre Stücke ebenso ehrenvoll, und sie haben sie ja mit Großen gemeinsam, die damit zufrieden sind. Man erblickt dieselben auf den schwarzen Leisten in der Kirche und auf den Fensterscheiben, über der Pforte ihres Schlosses, auf dem Pfeiler ihrer hohen Gerichtsbarkeit, an welchem sie eben einen Menschen haben hängen lassen, der die Verbannung verdiente. Diese Wappenstücke bieten sich den Augen auf allen Seiten dar, sie befinden sich auf den Hausgeräten und Schlössern; ihre Karossen sind damit besät. Ihre Livreen machen ihren Wappen keine Schande. Ich möchte gern zu den Sannions sagen: „Eure Thorheit ist noch zu frühzeitig; wartet wenigstens, bis das Jahrhundert über eurem Geschlechte zu Ende geht; die euren Großvater kannten und ihn gesprochen haben, sind alt und können nicht mehr lange leben. Wer wird dann zu sagen vermögen wie sie: da und da legte er seine Waren aus und verkaufte sie sehr teuer?“

Je weniger die Sannions und Crispine gern großen Aufwand machen, desto mehr wünschen sie, daß man dies von ihnen sage. Sie erzählen lang und breit von einem Feste oder Gastmahle, das sie gegeben; sie nennen die Summe, die sie im Spiel verloren haben und bedauern sehr lebhaft diejenige, die zu verlieren ihnen nicht eingefallen ist. Sie ergehen sich in unverständlichen und geheimnisvollen Ausdrücken über gewisse Frauen; „sie haben untereinander hundert ergötzliche Dinge sich zu erzählen“; „sie haben seit kurzem Entdeckungen gemacht“; sie geben es sich gegenseitig zu verstehen, daß sie Helden schöner Abenteuer sind. Einer von ihnen, der sich auf dem Lande spät zu Bett gelegt hat und gern noch schlafen möchte, steht dennoch früh auf, legt Gamaschen und einen leinenen Rock an, hängt sich eine Schnur mit einem Pulverhorn daran um, bindet sich die Haare auf, ergreift eine Flinte und der Jäger ist fertig, wenn er nur gut schießen könnte. Er kommt bei Nacht zurück, durchnäßt und ermüdet, ohne etwas geschossen zu haben. Und doch geht er am nächsten Tage wieder auf die Jagd und bringt den Tag damit zu, daß er Krammetsvögel und Rebhühner verfehlt.

Ein anderer, der ein paar schlechte Hunde hat, sagte für sein Leben gern: „Meine Koppel!“ Er weiß von einem

Jagdrendezvous und ist dabei; man sieht ihn auf dem Platze, wo die Hunde losgekoppelt werden; er dringt ins Dickicht ein, mischt sich unter die Jäger zu Pferde; er hat auch ein Jagdhorn. Er sagt nicht erst wie Menalipp: „Habe ich nicht rechtes Vergnügen?“ sondern er glaubt es wirklich zu haben. Er denkt nicht mehr an Gesetze und Akten: er ist ein wahrer Hippolyt. Menander, der ihn gestern bei einem Prozesse sah, den er unter den Händen hat, würde heute seinen Referenten nicht wieder erkennen. Seht ihr ihn wohl tags darauf in seinem Gerichtszimmer, wo man aber eine schwierige und äußerst wichtige Rechtsfrage entscheiden soll? Nein, er steckt mitten unter seinen Kollegen, erzählt ihnen, wie er mit seiner Meute immer dem Hirsche auf der Fährte gewesen, wie er sich fast heiser geschrieen nach den Hunden, welche die Fährte verloren hatten, oder nach denen der Jäger, die von der rechten Spur abgingen, die er seine sechs Hunde hat einschlagen sehen. Die Stunde drängt; er sagt ihnen schließlich noch etwas von dem Todeskampf des Wildes und von der Jägerbeute, und setzt sich dann eilends mit den andern vor dem Richtertisch nieder. [Herr de Nouveau, Oberintendant der Posten, kaufte sich eine Jagdausrüstung und stellte eines Tages den Hirsch. „Habe ich nicht rechtes Vergnügen?“ fragte er seinen Treiber. Das Wort wurde damals berühmt, auch M. de Sévigné erzählt es.]

11) In welcher Verblendung befinden sich doch manche Privatpersonen, die, reich durch den Handel ihrer Väter, die sie soeben beerbt haben, in ihrer Garderobe und Equipage die Fürsten nachahmen, durch ihre übertriebene Verschwendung aber und ihren lächerlichen Prunk die Pfeile des Hohns einer ganzen Stadt auf sich ziehen, welche sie zu blenden glauben. Sie richten sich auf diese Weise zu Grunde und ernten doch nur Spott!

Einige genießen nicht einmal den traurigen Vorteil, daß sich das Gerücht ihrer Thorheiten weiter verbreitet als in dem Viertel, wo sie wohnen. Hier ist also der einzige Schauplatz ihrer Eitelkeit. Man weiß auf l'Ile Saint-Louis gar nichts davon, daß André im Marais [Pariser Stadtteile] glänzt und dort sein Erbgut vergeudet. Wäre es doch wenigstens in der ganzen Stadt und in den Vorstädten bekannt, so würde es schwerlich der Fall sein, daß unter einer so großen Menge Bürger, die nicht alle richtig über alle Dinge

zu urteilen verstehen, sich nicht einer fände, der von ihm sagte: „Es ist ein freigebiger und prachtliebender Mann,“ und ihm so für seine dem Ariston und Xanthus gegebenen Gastmähler und für die um Elamirens willen veranstalteten Feste Dank wüßte. Aber so richtet er sich nicht einmal vor der Oeffentlichkeit zu Grunde; lediglich zu Gunsten von zwei oder drei Personen, die ihn nicht einmal achten, rennt er der Armut entgegen, und um ihretwillen wird er, der heut noch in der Karosse fährt, nach sechs Monaten nicht einmal mehr die Mittel besitzen, zu Fuße zu gehen.

12) Narciß steht morgens auf, um sich abends zu Bett zu legen; er hat seine Ankleidestunden wie ein Weib; er geht alle Tage sehr pünktlich in die Messe für die vornehme Welt zu den Bernhardinern oder den Minoriten; man kann mit ihm vortrefflich verkehren, und man rechnet auf ihn im Viertel von * * *, wenn man eines dritten oder fünften beim L'Hombre oder beim Reversi-Spiel [Kartenspiel] bedarf. Er sitzt dort vier Stunden hintereinander bei Aricin im Lehnstuhl und riskiert jeden Abend fünf Goldpistolen. Er liest gewissenhaft die „Holländische Zeitung“ [Gazette de Hollande, die freimütig über Versailles berichtete] und den „Mercure galant“; er hat Bergerac, Desmarets, Lesclache, die kleinen Erzählungen von Barbin und einige poetische Sammlungen gelesen. Er geht mit Damen auf der „Plaine“ oder im „Cours“ spazieren und ist in seinen Besuchen von gewissenhaftester Pünktlichkeit. Morgen wird er genau dasselbe thun, was er heut thut und gestern gethan hat, und so stirbt er, nachdem er gelebt hat. [Cyromo de Bergerac, Verf. der Komischen Geschichte der Mond- und Sonnenstaaten, der Trag. Agrippina und der Kom. „Le Pédant joué.“ Aus letzterer entlehnte Molière einiges. † 1655. — Desmarets de Saint-Sorlin (1596—1676), Verf. mehrerer Dichtwerke, Romane und Erbauungsbücher, Gegner der Alten. — Lesclaché, Verf. einer Abhandlung über französische Orthographie, eines Kursus der Philosophie in Tabellen 2c. — Barbin, ber. Buchhändler, der kleine Erzählungen verkaufte, die das Publikum „Barbinaden“ nannte.]

13) Schau den Mann! sagst du. Ich habe schon irgendwo ihn gesehen, wo, das ist schwer zu wissen, aber sein Gesicht kenne ich. — Sehr viele andre kennen es auch, und ich will, wenn es möglich ist, deinem Gedächtnis zu Hilfe

kommen. War es auf dem Boulevard auf dem Vorder- oder Seitensitz eines Wagens, oder in den Tuilerien auf der großen Allee, oder im Theater auf dem Balkon? War es in der Kirche, auf dem Ball oder in Rambouillets Garten? Wo könntest du ihn nicht gesehen haben? Wo ist er nicht zu finden? Gibt es auf dem Marktplatze eine bedeutende Hinrichtung oder ein Freudenfeuer zu sehen, so erscheint er an einem Fenster des Rathauses; wenn man einen prächtigen Einzug erwartet, so hat er seinen Platz auf einem Gerüst; wird ein Ringelrennen aufgeführt, sieh, er tritt ein und stellt sich auf das Amphitheater; empfängt der König Gesandte, so sieht er ihren Aufzug, wohnt ihrer Audienz bei und bildet mit Spalier, wenn sie von ihrer Audienz zurückkommen. Seine Gegenwart bei dem Schwure der bündnerischen Schweizer ist ebenso wesentlich als die des Kanzlers und der Bünde selbst. [Bei der Zeremonie der Schweizer-Kantone, die dem König von Frankreich den Eid der Verbündung leisteten. Der Kanzler oder sein Stellvertreter antwortete auf die Ansprache der Gesandten der Kantone, las die Eidesformel ab, die jeder überreichte und der König nachsprach. Die letzte „Alliance" fand am 18. Nov. 1663 statt.] Sein Gesicht ist es, das man in den illustrierten Almanachen das Volk oder die bei einer Feier Anwesenden repräsentieren sieht. Wird eine öffentliche Jagd, eine Sankt-Hubertusjagd, veranstaltet, so ist er zu Pferde dabei; man spricht von einem Lager, einer Revue, und er ist zu Ouilles, zu Achères [wo Louis XIV. seine Revuen oft abhielt.] Er liebt die Truppen, die Miliz, den Krieg; er beobachtet ihn in der Nähe, sogar unter dem Fort Bernardis. [Bernardi war der Leiter einer Akademie, wo junge Edelleute das Waffenhandwerk lernten. Beim Luxembourg ließ er alle Jahre ein Fort errichten und es von einem Teil der Jünglinge verteidigen, während der andere angriff.] Chanley [Quartiermeister des Königs] versteht sich auf die Marschrouten, Jaquier auf die Verpflegungsmittel, Dumetz [Generalleutnant der Artillerie, getötet in der Schlacht von Fleurus 1690] auf die Artillerie: — dieser Mann aber *sieht zu*, er ist beim Sehen, gleichsam unter dem Harnisch, alt geworden, ist *Zuschauer von Beruf*. Er thut nichts von dem, was ein Mensch thun soll, er weiß nichts von dem, was man man wissen soll; aber, sagt er, er hat alles gesehen, was

man sehen kann, und er braucht es so nicht zu bedauern, wenn er stirbt. Welcher Verlust dann für die ganze Stadt! Wer wird nach ihm sagen: „Der Hof ist geschlossen, man kann dort nicht spazieren gehen; der Morast von Vincennes ist ausgetrocknet und wieder erhöht, man darf dort nicht mehr ausschütten?" Wer wird über ein Konzert, eine aufopfernde Rettung, eine schöne Abendandacht [vrgl. Kap. 14, No. 19] Bericht erstatten? Wer wird euch Kunde davon geben, daß Beaumavielle [ein Opernsänger] gestern gestorben ist; daß die Rochois [Opernsängerin] sich erkältet hat und acht Tage lang nicht singen wird? Wer wird, wie er, einen Bürgerlichen an seinem Wappen und seinen Dienerröcken kennen? Wer wird sagen: „Scapin führt Lilien," und wer wird mehr davon erbaut sein? Wer wird mit größerer Eitelkeit und mehr Nachdruck den Namen einer einfachen Bürgerlichen aussprechen? Wer wird noch besser mit Vaudevilles versehen sein? Wer soll den Frauen noch die „Galanten Jahrbücher" und das „Journal Amoureux" leihen? Wer wird, wie er, bei Tafel einen ganzen Dialog aus der Oper und in einem Damenkabinett die Wut Rolands zu singen vermögen? [Roland, Oper von Quinauld und Lulli.] Kurz, da es in Paris wie überall sehr dumme Leute, fade, müßige, geschäftslose Leute gibt, wer wird ihnen dann so durchaus genügen können?

14) Theramenes war reich und hatte Verdienst; er hat geerbt; er ist also nun sehr reich und besitzt sehr großes Verdienst. Gleich sind alle Frauen auf dem Felde, um ihn zum Liebhaber, und alle Mädchen, um ihn zum Freier zu bekommen. Er geht von Haus zu Haus, und erweckt in den Müttern die Hoffnung, daß er heiraten werde. Hat er sich niedergelassen, so ziehen sich die Mütter zurück, um ihren Töchtern volle Freiheit zu lassen, sich liebenswürdig zu bezeigen, und dem Theramenes, sich zu erklären. Hier sticht er einen Parlamentspräsidenten aus; dort verdunkelt er den Offizier oder den Edelmann. Ein junger blühender, lebhafter, aufgeräumter, geistreicher junger Mann würde nicht leidenschaftlicher gewünscht oder besser aufgenommen sein; man reißt ihn sich gegenseitig aus den Händen, man hat kaum Zeit, dem, der sich mit ihm bei demselben Besuche trifft, ein Lächeln zu spenden. Wieviel Liebhaber wird er in die Flucht schlagen! Wieviel gute Partien wird er vereiteln! Wird er

so vielen Erbinnen, die ihm nachlaufen, genügen können? Er ist nicht allein der Schrecken der Ehemänner, er ist auch das Entsetzen aller derer, die es zu werden wünschen, und die durch eine Heirat in ihrer Kasse die Leere wieder füllen wollen, welche die Acquisition eines Amtes darin gemacht hat. Man sollte solche glücklichen, geldstrotzenden Personen aus einer zivilisierten Stadt verbannen, oder das schöne Geschlecht, bei Strafe, des Unsinns überführt oder für nichtswürdig erklärt zu werden, dazu verurteilen, sie nicht besser zu behandeln, als wenn sie nur Verdienst besäßen.

15) Paris, für gewöhnlich der Affe des Hofes, versteht es doch nicht immer, ihm nachzuahmen; er ahmt ihm nämlich in keiner Weise in jenem wohlthuenden und anmutigen äußerlichen Benehmen nach, welches manche Hofleute, und besonders die Frauen, dort wie etwas ganz Natürliches gegen einen verdienstvollen Mann, selbst wenn er nichts weiter als Verdienst besitzt, bezeigen. Die Frauen am Hofe erkundigen sich weder nach seinen Verhältnissen, noch nach seinen Vorfahren; sie treffen ihn am Hofe, und das genügt ihnen; sie dulden ihn, achten ihn; fragen nicht, ob er im Wagen oder zu Fuß gekommen ist, ob er ein Amt, ein Gut oder eine Equipage besitzt; da sie Hausstaat, Glanz und Würden im Ueberfluß haben, so erholen sie sich gern einmal an der Philosophie oder der Tugend. Hört dagegen eine Frau in der Stadt das Rollen einer Kutsche, die vor ihrer Thür anhält, so ist sie Feuer und Flamme in ihrem artigen und gefälligen Wesen für den Drinsitzenden, obwohl er ihr noch unbekannt ist. Wenn sie aber gar aus ihrem Fenster ein schönes Gespann und viele Bediente bemerkt hat und mehrere Reihen schön vergoldeter Nägel sie geblendet haben, welche Ungeduld empfindet sie dann nicht, in ihrem Zimmer schon den Offizier oder den Mann der Obrigkeit zu sehen! Welch reizenden Empfang wird sie ihm nicht zu teil werden lassen? Wird sie ihre Augen von ihm abwenden? Er kann in keiner Beziehung bei ihr verlieren; man bringt bei ihm die doppelten Hangeriemen und die stählernen Federn in Anschlag, die ihn weicher dahinrollen lassen; sie schätzt ihn deswegen höher, sie liebt ihn deshalb mehr.

16) Jene Geckenhaftigkeit mancher Frauen der Stadt, welche durch eine falsche Nachahmung der Hofdamen bei ihnen hervorgerufen wird, ist etwas Schlimmeres als die

Ungeschliffenheit der Frauen aus dem Volke und als das bäurische Wesen der Dorfbewohnerinnen: bei jener kommt nämlich noch die Ziererei hinzu.

17) Eine feine Erfindung, prachtvolle Hochzeitsgeschenke zu machen, die nichts kosten, und die nach der Heirat in barem Gelde zurückgegeben werden müssen! [Zur Zeit Labruyères hatten mehrere junge Leute Juwelen bei Juwelieren entliehen und ihren Bräuten geschenkt, nach der Hochzeit sie aber den Besitzern wieder zugestellt. Labruyère läßt sie nach der Hochzeit mit dem Gelde der Braut bezahlen.]

18) Ein nützlicher und löblicher Gebrauch, das Drittel der Mitgift, die eine Frau zubringt, als Kosten für den Hochzeitsaufwand zu verschwenden, und damit zu beginnen, daß man sich verabredetermaßen durch eine regellose Aufhäufung überflüssiger Dinge ärmer macht und schon sein Kapital angreift, um seinen Advokaten, die Möbel und die Toilette zu bezahlen!

19) Ein schöner und Einsicht verratender Brauch ist auch der, daß man eine gewisse Frechheit dem Wohlstande und der Scham vorzieht, indem man eine erst seit einer Nacht Vermählte auf einem Bette wie auf einem Theater ausstellt, um hier mehrere Tage hindurch eine lächerliche Rolle zu spielen, und sie in diesem Zustande der Neugierde von Leuten beiderlei Geschlechts preisgibt, welche, Bekannte und Unbekannte, aus der ganzen Stadt herbeieilen, solange das Schauspiel dauert! [Die neuvermählten Frauen waren auf diese Weise in Paris drei Tage lang „ausgestellt.“] Was fehlt einer solchen Sitte noch, um völlig närrisch und unbegreiflich zu sein, als daß man sie in einem Berichte über Mingrelien [russische Provinz in Trans-Kaukasien] zu lesen bekäme?

20) Peinliche Gewohnheit, unbequemes Joch! sich unaufhörlich wechselseitig mit Ungeduld aufzusuchen, ohne sich zu treffen; sich nur zu treffen, um sich Nichtigkeiten mitzuteilen, und sich über Dinge zu benachrichtigen, über die man beiderseits schon unterrichtet ist und deren Kenntnis oder Nichtkenntnis wenig verschlägt; in ein Zimmer zu keinem andern Zweck einzutreten, als um es wieder zu verlassen; nach Tische von Hause wegzugehen, nur um abends wieder heimzukehren mit der hohen Befriedigung, in fünf kurzen Stunden drei Schweizer [Portiers], eine Frau, die man

kaum kennt, und eine andere, die man nicht eben gern hat, gesehen zu haben! Wer den Wert der Zeit und wie unersetzlich ihr Verlust ist, zu schätzen weiß, möchte bitterlich weinen über ein so großes Elend.

21) Man wächst in der Stadt in grober Gleichgültigkeit gegen alle landwirtschaftlichen Zustände und Dinge auf; man kann kaum die Pflanze, die den Hanf trägt, von der unterscheiden, die den Lein erzeugt, und den Weizen vom Roggen, und beide von Mengkorn; man ist zufrieden, wenn man sich nährt und kleidet. Sprecht nur zu einer großen Zahl von Bürgern nicht von Brachfeldern oder von Samenbäumen, auch nicht von Ablegern oder von Grummet, wenn ihr verstanden werden wollt; diese Ausdrücke sind für sie fremdsprachig. Sprecht mit den einen vom Ellenmaß, vom Tarif oder von Prozenten und mit den andern vom Appellationswege, von Kassationsgesuchen, von richterlichen Entscheidungen, von Evokation. Sie kennen die Welt, und zwar von der minder schönen, minder ansprechenden Seite; von der Natur, ihren Anfängen, Fortschritten, Gaben und Spenden wissen sie nichts. Ihre Unwissenheit ist oft freiwillig und auf die Achtung gegründet, die sie vor ihrem Beruf und ihren Talenten haben. Es gibt keinen so gemeinen Winkeladvokaten, der sich nicht, inmitten seines düsteren und verräucherten Aktenzimmers und den Kopf voll von noch schwärzeren Kniffen, erhaben dünkte über den Ackersmann, der sich des freien Himmels freut, die Erde bebaut, zu rechter Zeit sät und reiche Ernten einheimst. Und wenn er bisweilen von den ersten Menschen oder den Patriarchen, ihrem ländlichen Leben und ihrer Wirtschaft reden hört, so wundert er sich, daß man in solchen Zeiten habe leben können, wo es noch keine Aemter, Kommissionen, Präsidenten und Prokuratoren gab; es begreift es nicht, wie man jemals ohne Kanzlei, ohne Richtersitz und Erfrischungszimmer habe existieren können. [Büffets oder vielmehr „Buvettes“ waren in allen Gerichtshöfen eingerichtet, wo die Räte sich erholten und schwatzten.]

22) Die Kaiser haben zu Rom niemals so üppig, bequem und selbst so gegen Wind, Regen, Staub und Sonnenglut gesichert ihren Triumphzug gehalten, wie der Bürger zu Paris sich durch die ganze Stadt bringen lassen kann — welcher Abstand zwischen dieser Sitte und dem Maultiere

der Vorfahren! Sie verstanden es noch nicht, sich des Notwendigen zu berauben, um das Ueberflüssige zu besitzen, und den Prunk nützlichen Dingen vorzuziehen. Man sah sie noch nicht Wachskerzen zur Beleuchtung nehmen und sich an einem kleinen Feuer wärmen: das Wachs war für die Altäre und den Louvre bestimmt. Sie standen noch nicht von einem armseligen Mittagsessen auf, um in ihre Karosse zu steigen; sie waren der Ueberzeugung, daß der Mensch zum Gehen die Beine habe, und sie gingen. Sie hielten sich sauber, wenn es trocken war, und bei feuchtem Wetter verdarben sie ihr Schuhwerk, ebensowenig Anstand nehmend, die Straßen und Plätze zu betreten, wie der Jäger, ein Brachfeld zu durchschreiten, oder der Soldat, sich in einem Laufgraben naß zu machen. Man war noch nicht auf den Einfall geraten, zwei Menschen an eine Sänfte zu spannen; es gab sogar Männer der Obrigkeit, die zu Fuß in die Ratsversammlung oder zur Zeugenvernehmung gingen, so bereitwillig, wie Augustus ehemals zu Fuß auf das Kapitol ging. Zinn glänzte zu jener Zeit auf den Tafeln und Kredenztischen, wie Eisen und Kupfer auf den Herden, Gold und Silber befanden sich in den Geldkisten. Die Frauen ließen sich von weiblichem Personale bedienen, man stellte dieses selbst in der Küche an. Die schönen Namen „Gouverneur“ und „Gouvernante“ waren unseren Vätern nicht unbekannt; sie wußten, wem man die Kinder der Könige und der vornehmsten Fürsten anvertraute; aber ihre Kinder hatten keine anderen Diener als die sie auch hatten, da sie zufrieden waren, selbst unmittelbar über ihre Erziehung zu wachen. In allen Sachen hielten sie Abrechnung bei sich: ihre Ausgaben standen im rechten Verhältnis zu ihren Einnahmen; ihre Bedienten, Equipagen, Möbel, ihre Tafel, ihre Stadt- und Landhäuser, alles war nach dem Maßstabe ihrer Einkünfte und ihres Standes eingerichtet. Es gab bei ihnen äußere Unterschiede, die es verhinderten, daß man die Frau eines Sachwalters für die eines Beamten hielt, und den niederen Bürgerlichen oder den einfachen Diener für den Edelmann. Weniger darauf bedacht, ihr Erbteil zu vergeuden oder zu vergrößern, als es zu behalten, hinterließen sie es unversehrt ihren Erben und gingen so aus einem mäßigen Leben in einen ruhigen Tod. Sie sagten nicht: „Die Zeit ist schwer, das Elend ist groß, das Geld ist rar“; sie besaßen zwar

東京大學圖書
0004316808
東京大学総合図書館

E300
396

Collection Spemann

La Bruyères Werke

2

Die Charaktere

oder

Die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV.

Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen
von
Dr. Richard Hamel

Zweiter Band

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

keinen langwierigen und verwickelten Handel gegeben, in den er sich nicht wenigstens mit eingemengt hätte: auch hat er einen Namen, ganz dazu angethan, dem Mund eines Advokaten zu schaffen zu machen, einen Namen, der sich zu dem des Klägers oder Beklagten wie das Substantiv zum Adjektiv verhält. Mit allen verwandt und doch von allen gehaßt, gibt es kaum eine Familie, die er nicht verklagt hätte und die ihn nicht verklagte. Denn er ist unabläßig beflissen, bald in den Besitz eines Landgutes zu gelangen, bald sich dem Verkauf einer Stelle oder einer Staatsrente zu widersetzen, sich des Rechtes auf privilegierten Gerichtsstand zu bedienen, oder ein Urteil vollstrecken zu lassen, wohnt außerdem jeden Tag einigen Gläubigerversammlungen bei, ist überall Kurator der Konkursmassen und verliert bei allen Bankerotten — trotz alledem aber bleiben ihm noch Stunden übrig, um seine Besuche abzumachen, besonders in den Boudoirs der Frauen, wo er als altes Möbel figuriert, von Prozessen spricht und Neuigkeiten erzählt. Ihr habt ihn in einem Hause im Marais [Pariser Stadtviertel] verlassen, ihr trefft ihn in der Großen Vorstadt [jetzt Faubourg St. Germain] wieder an, wo er vor euch hingekommen ist und schon wieder seine Neuigkeiten und seinen Prozeß auskramt. Wenn ihr selbst einen Rechtsstreit habt und am andern Morgen mit Tagesanbruch zu einem eurer Richter geht, um ihm eure Sache zu empfehlen, so wartet der Richter, ehe er euch Gehör gibt, bis Antagoras abgefertigt ist.

126) Manche Menschen bringen ein langes Leben damit zu, sich der einen zu erwehren und den andern zu schaden, und sie sterben aus Altersschwäche, nachdem sie ebensoviel Böses zugefügt als erlitten haben.

127) Beschlagnahme von Ländereien und Pfändung von Möbeln, Gefängnisse und Todesstrafe sind nötig, ich gebe es zu; aber Gerechtigkeit, Gesetze und Notwendigkeiten beiseite, so ist es mir doch stets etwas Neues, wenn ich betrachte, mit welcher Grausamkeit Menschen andre Menschen behandeln.

128) Man erblickt gewisse menschenscheue lebende Wesen beiderlei Geschlechts hier und da auf den Feldern zerstreut, geschwärzt, fahl und ganz von der Sonne verbrannt, an die Scholle gefesselt, die sie mit beharrlicher Ausdauer durchwühlen und umgraben. Ihre Stimme klingt, als wäre sie

artikuliert, und wenn sie sich auf ihren Füßen aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz; und in der That, es sind Menschen. Sie ziehen sich nachts in ihre Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brote, von Wasser und Wurzeln ihr Leben fristen. Sie ersparen den andern Menschen die Mühe zu säen, das Feld zu bauen und zu ernten, um leben zu können, und sie dürften demnach wohl verdienen, an dem Brote nicht Mangel zu leiden, das sie gesäet haben. [Während der Fronde hatte das grausamste Elend die Felder Frankreichs verwüstet und die Fronde überdauert. Gui Patin schrieb 1661: „Man denkt auf neue Abgaben; die armen Leute sterben in ganz Frankreich an Krankheit, Elend, Unterdrükkung, Not und Verzweiflung.“ Besonders waren die Abgabenpächter an dem ungeheuren Jammer schuld, aber auch die Gleichgültigkeit des Hofes und der Regierung, die nur hier und da strafte und half. 1689 schrieb La Bruyère jene herzzerreißende Schilderung nieder, aber ohne Erfolg. Racine zog sich einige Jahre später durch eine Denkschrift über das Elend sogar die Ungnade Louis' XIV. zu, und ebenso Vauban, der ein Werk unter dem Titel „Dîme royale“ veröffentlicht hatte.]

129) Don Fernando, in seiner Provinz lebend, ist müßig, unwissend, verleumderisch, händelsüchtig, ein Schurke, Wüstling und frecher Gesell; aber er zieht den Degen gegen seine Nachbarn und schlägt um ein Nichts sein Leben in die Schanze; er hat Menschen getötet und wird gleichfalls getötet werden. [Dieses Porträt paßte auf viele Edelleute in der Provinz. Der König ernannte ein besonderes Gericht, die „Grands-Jours“, um die Edelleute, die sich jeder andern Gerichtsbarkeit entzogen hatten, abzuurteilen. Dabei wurden dann über die Exzesse und Gewaltthaten einiger Edelleute sehr merkwürdige Enthüllungen gemacht.]

130) Der Edelmann der Provinz, ohne Nutzen für sein Vaterland, seine Familie und sich selbst, oft ohne Dach und Fach, ohne ordentliche Kleidung und ohne irgend ein Verdienst, wiederholt zehnmal am Tage, daß er Edelmann ist, schimpft die Pelzmäntel [d. h. die Bakkalaureen und Doktoren der Universität] und die Samtmützen [d. h. die Präsidenten der Gerichtshöfe] Bürgerpack, und beschäftigt sich sein Lebenlang mit seinen Pergamenten und Titeln. Er gäbe sie nicht um die Ehrenstäbe eines Kanzlers. [Diese Stäbe,